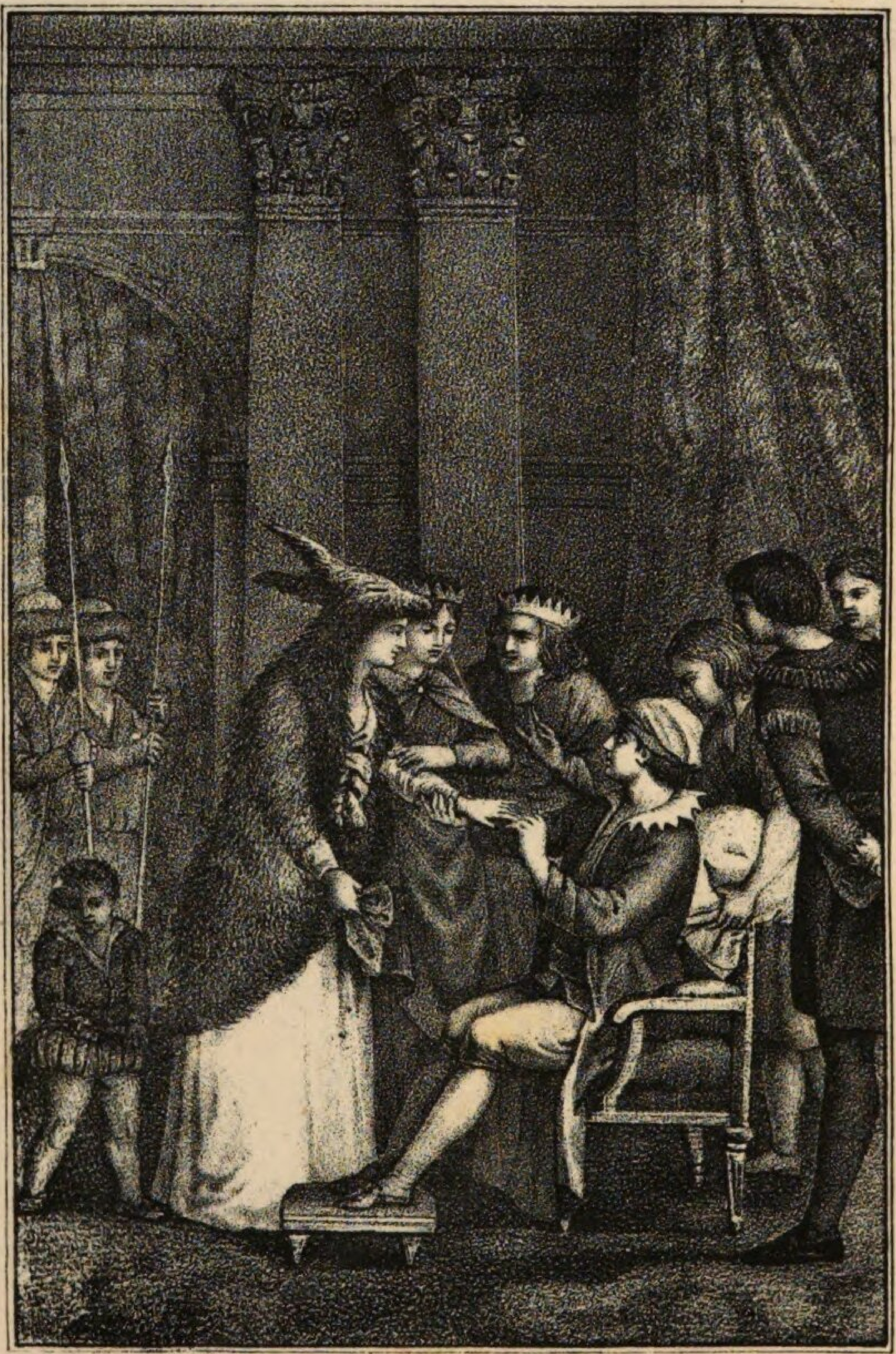
Feen-Mährchen.



Die Eselshaut

Ächte und wahrhafte

Feen-Mährchen.

Neu bearbeitet.

Erstes Bändchen.

Mit Titelkupfer.

Stuttgart,

Franz Heinrich Köhler.

1839.

Echte und wahrhafte

Feen-Mährchen.

Neu bearbeitet.

Erstes Bändchen.

Mit Titelkupfer.

Stuttgart,
Franz Heinrich Köhler.
1839.

Bayerische Staatsbibliothek München
116. B.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

1.

Rothkäppchen.

Es war einmal ein Bauermädchen, so hübsch und niedlich, als man nur eins sehen kann. Ihre Mutter war ganz in sie vernarrt, und noch mehr ihre Großmutter. Diese ließ ihr ein rothes Käppchen machen, das ihr so gut stand, daß man sie deßhalb nicht anders als Rothkäppchen nannte.

Einst hatte ihre Mutter Brodkuchen gebacken, und sagte zu ihr, bring der Großmutter ein Stück Kuchen und das Butterbüchschen, und sieh, was sie macht; denn ich hörte, sie wäre krank. Nun trippelte Rothkäppchen geschwind fort zur Großmutter, die in einem andern Dorfe wohnte. Als sie aber unterwegs durch einen Wald ging, kam der Meister Wolf, und wollte sie fressen; aber er wagte es doch nicht, wegen einiger Holzhauer, die in der Nähe da waren. Er fragte sie daher, nur, wo sie hinginge. — Ei, sagte das kleine Mädchen das noch nicht wußte, wie gefährlich es ist sich mit einem Wolfe einzulassen — ich will zur Großmutter und ihr ein Stück Kuchen und ein Butterbüchschen von der Mutter bringen. — So, ei wo wohnt sie denn? ist's denn

noch weit hin? fragte der Wolf. — Ja freilich, versetzte Rothkäppchen, sie wohnt über der Mühle, die du dort ganz unten siehst, gleich im ersten Hause, wenn man zum Dorfe hineingeht. — Gut, sagte der Wolf, ich will sie doch auch besuchen. Weißt du was, ich will diesen Weg gehen, geh' du jenen, da wollen wir sehen, wer am ersten hinkömmt.

Nun fing der Wolf aus Leibeskräften zu laufen an auf dem kürzesten Weg, Rothkäppchen aber hatte den längsten Weg genommen, und hielt sich noch dazu überall auf, suchte Haselnüsse, lief bunten Schmetterlingen nach, und band sich Sträußerchen von Blümchen, die sie hie und da pflückte. Der Wolf war gar bald vor der Großmutter Hause. Er pochte an: poch, poch. — „Wer da?" rufte die Großmutter. — „Macht nur auf, lieb' Großmutter" — antwortete der Wolf mit verstellter Stimme — „ich bins, Euer Rothkäppchen, ich bring Euch Brodkuchen und ein frisches Butterbüchschen, das euch meine Mutter schickt." — Die Großmutter, die im Bette lag und krank war, rief: „zieh nur an der Klinke, der Riegel geht gleich auf." Der Wolf zog und die Hausthür gieng auf. Nun fiel er über die arme Frau her, und fraß sie, mir nichts dir nichts, rein auf, denn er hatte ganzer drei Tage gefastet. Er machte darauf die Thüre wieder zu, legte sich ins Bette der Großmutter und wartete nun auf Rothkäppchen, die bald darauf kam, und an die Thür klopfte. Poch, poch! — „Wer da?" Rothkäppchen, welche die grobe Stimme des Wolfs hörte, fürchtete sich anfangs davor; sie dachte aber hernach, daß die Großmutter vielleicht einen heisern Hals hätte, und antwortete: „Macht nur auf, ich bins, das kleine Rothkäppchen; ich bring euch frischen Kuchen und ein Butterbüchschen, das euch meine Mutter schickt." — „Zieh nur

an der Klinke, liebes Rothkäppchen, und der Riegel wird gleich aufgehen;" rief der Wolf, und machte seine Stimme so fein, als er konnte. — Rothkäppchen zog an der Klinke und die Thür ging auf. Da der Wolf sie hereinkommen sah, kroch er unter die Bettdecke und sagte zu ihr: „Setze den Kuchen und das Butterbüchschen nur hin auf den Mehlkasten und hernach leg dich zu mir ein bischen ins Bette." Rothkäppchen that es, zog sich aus und wollte sich ins Bett legen, aber wie erschrack sie nicht, da sie die Decke aufschlug und sah, wie ihre Großmutter aussah. Ach, liebe Großmutter, fing sie an, was ihr für große Arme habt! — Die hab' ich, meine Tochter, daß ich dich desto besser umarmen kann. — Ach, liebe Großmutter, was ihr für große und rauche Beine habt! — Die hab ich, meine Tochter, daß ich desto besser laufen kann. — Ach, lieb' Großmutter, was ihr für große Ohren habt! — Die hab ich, daß ich desto besser hören kann. — Ach, lieb Großmutter, was ihr für große Augen habt! — Die hab ich, meine Tochter, daß ich desto besser sehen kann. — Ach, lieb' Großmutter, was ihr für große Zähne habt! — Und die hab' ich, daß ich dich desto besser fressen kann." Und wie er das sagte, fiel der garstige Wolf über das arme Rothkäppchen her, und fraß es auf.

2.

Lili und Fränzel,

oder

die Feen.

Es war einmal eine Wittwe, welche zwei Töchter hatte. Die Aelteste glich ihr von Gesicht und Gemüth so sehr, daß sie die leibhafte Mutter war, und man beide hätte verwechseln können. Sie waren beide so hochmüthig, daß kein Mensch mit ihnen auskommen konnte. Die Jüngste aber war das leibhafte Ebenbild von ihrem Vater an Sanftmuth und Gutherzigkeit, und dabei das hübscheste Mädchen, das weit und breit zu finden war. Die Mutter hatte sich in die älteste Tochter ganz vernarrt, die Jüngste hingegen konnte sie nicht leiden, that ihr alles Unrecht an, ließ sie nicht mit am Tische, sondern nur in der Küche essen, und gab ihr unaufhörlich viel zu arbeiten.

Das arme Kind, mit Namen Lili, mußte unter anderm auch täglich zweimal eine halbe Stunde weit vom Hause einen großen Krug voll Wasser holen. Da sie nun einmal an dem Brunnen war, kam eine arme alte Frau zu ihr und bat sie, sie doch einmal trinken zu lassen. „Herzlich gerne, gutes Mütterchen," sagte Lili, spühlte gleich ihren Krug recht sauber aus, und schöpfte an der hellsten Stelle der Quelle frisches Wasser, reichte ihr

den Krug und hielt ihn während jene trank, damit es ihr nicht zu sauer würde. „Hab' Dank, liebes Kind," sagte das Mütterchen, da sie getrunken hatte; du bist so schön, so lieb und so gut, daß ich dir etwas schenken muß, (denn es war eine Fee, die nur die Gestalt einer alten armen Bauerfrau angenommen hatte, um die Gutherzigkeit des jungen Mädchens zu prüfen.) „Ich schenke dir also die Gabe," fuhr die Fee fort, „daß dir, wenn du sprichst, mit jedem Worte eine schöne Blume oder ein Edelstein aus dem Munde fallen soll."

Als nun Lili nach Hause kam, zankte die Mutter sie gewaltig aus, daß sie so spät vom Brunnen wieder käme. „Ich bitte um Verzeihung, liebe Mutter," fing das arme Mädchen stammelnd an, und zugleich fielen ihr zwei schöne Rosen, zwei Perlen und zwei große Diamanten aus dem Munde. „Ei was ist denn das?" fing die Mutter ganz erstaunt an; „sieh' doch, ich glaube gar, es fallen dir Perlen und Diamanten aus dem Munde? Sag' mir doch, wie geht denn dieß zu, meine Tochter?" (dieß war zum erstenmale in ihrem Leben, daß sie sie „meine Tochter" nannte). Lili erzählte ihr darauf ganz unschuldig, was ihr am Brunnen begegnet war, und spuckte dabei eine ansehnliche Menge Diamanten mit aus.

„Wahrhaftig!" sagte die Mutter, „da muß ich deine Schwester auch hin schicken. Komm her, Fränzel, sieh einmal, was deiner Schwester da für schöne Sachen aus dem Munde fallen, wenn sie spricht; wär dir's nicht lieb, wenn du diese Gabe auch besäßest? Hör' zu, du kannst sie auch kriegen, du darfst nur hingehen, Wasser holen, und wenn eine arme Frau kommt und trinken will, ihr nur gutwillig zu trinken geben."

„Nun ja, das wär mir so!..." versetzte die älteste

ganz empfindlich; das würde mir schön stehen, wenn ich mit dem Kruge auf dem Kopfe an den Brunnen gehen und Wasser holen sollte. — „Du sollst aber gehen; ich wills haben;" sagte die Mutter, und diesen Augenblick. Fränzel ging nun zwar, aber murrend und brummend. und nahm die schönste silberne Flasche, die nur im Hause war, dazu. Sobald sie an dem Brunnen angekommen, sah sie eine prächtig gekleidete Dame aus dem Walde kommen, die sie um einen Trunk Wasser ansprach. Es war die nämliche Fee, die ihrer Schwester erschienen war, die aber jetzt die Gestalt einer Prinzessin angenommen hatte, um zu sehen, wie weit die Bosheit dieses ungezogenen hochmüthigen Mädchens gehen würde. „Ei ja," versetzte das böse Stück auf die Bitte der Dame, „da hab' ich sonst nichts zu thun, als Ihr zu schöpfen; und meine silberne Flasche da, habe ich auch dazu hergebracht blos um die Madam zu bedienen! Doch meinethalben, sie kann sie nehmen, wenn sie gar zu durstig ist, und sich selber einschöpfen." — „Du bist nicht sehr höflich, meine Tochter," versetzte die Fee, ohne böse zu werden. Wohlan da du doch so wenig dienstfertig und gefällig bist, so schenk ich dir zur Gabe, das dir, wenn du sprichst, bei jedem Worte eine Schlange oder Kröte aus dem Munde gehen soll."

Fränzel ging wieder heim, und als ihre Mutter sie kommen sah, rief sie ihr entgegen: „Nun, meine Tochter wie steht's?" — „Ei nu, wie soll's stehen;" versetzte das Brummeisen, und spie zugleich zwei Schlangen und drei Kröten aus. „Ach daß Gott erbarm;" schrie die Mutter. „was ist das? an dem Unglücke ist kein Mensch schuld, als ihre gottlose Schwester. Warte, du sollst's schon dafür kriegen!" und damit sprang sie hin und wollte die Jüngste prügeln. Das arme Mädchen aber lief aus dem Hause fort und versteckte sich in dem benachbarten Walde.

Da fand sie der Sohn des Königs, der eben von der Jagd zurückkam; und da er sah, wie schön sie war, fragte er sie, was sie hier so allein machte, und warum sie weine? »Ach gnädiger Herr," versetzte das arme Mädchen, „ich weine darum, weil meine böse Mutter mich aus dem Hause gejagt hat." Da der Prinz sahe, daß ihr während dem Sprechen immer Perlen und Diamanten aus dem Munde fielen, erstaunte er darüber und fragte sie, wie dieß zuginge? Sie erzählte ihm hierauf das ganze Abenteuer. Da sie so schön und so gut war, verliebte sich der Prinz in sie, und da er nun bedachte, daß sie mit dieser Gabe viel reicher sey, als irgend eine andere Prinzessin, die man für ihn wählen könnte, so nahm er sie mit an des Königs, seines Vaters Hof, und nnd vermählte sich mit ihr. Ihre Schwester aber machte sich bei aller Welt so verhaßt, daß auch endlich ihre eigne Mutter sie aus dem Hause jagte, und, nachdem sie überall herumgelaufen war, ohne einen Menschen zu finden, der sie aufnehmen wollte, starb sie endlich vor Hunger und Elend hinter einem Zaune.

3.

Blaubart.

Es war einmal ein reicher Mann, der besaß die schönsten Häuser in der Stadt und auf dem Lande, Gold und Silberzeug in Menge, kostbare Möbeln und vergoldete Carossen; unglücklicherweise aber hatte er einen blauen Bart, der ihn so abscheulich häßlich machte, daß, wo er sich nur sehen ließ, Weiber und Mädchen ihm aus dem Wege liefen.

Eine vornehme Dame in seiner Nachbarschaft hatte zwei wunderschöne Töchter. Er hielt um eine von beiden an, und überließ der Mutter die Wahl, sie möchte ihm geben, welche sie wollte. Aber beide Töchter wollten ihn nicht, und wenn die eine sagte: Nimm du ihn, so sagte die andre: Ei behalte du doch den Blaubart selbst. Genug, es konnte sich keine entschließen, einen so häßlichen Mann zu heirathen. Dazu kam noch, daß er schon mehrere Weiber gehabt hatte, von denen kein Mensch wußte, wo sie hingekommen waren. Eines Tages nun kam Blaubart zu ihnen, um sie näher kennen zu lernen, und lud sie mit ihrer Mutter und ihren besten Freundinnen und einigen jungen Leuten aus der Nachbarschaft auf eins von seinen Landhäusern, wo sie ganzer acht Tage zusammen blieben. Hier wurde nun an nichts gedacht als an Spaziergänge, Jagdpartien, Bälle, Redouten und Gastmahle; kein Mensch that die ganze Zeit über eine Auge zu, denn man trieb die ganze Nacht

Scherz und Kurzweil. Die Sachen gingen so gut, daß endlich die jüngste Schwester den Bart ihres Wirths so gar blau nicht mehr fand, und daß sie zugab, er sey doch ein rechter braver Mann. Mit Einem Worte, die Sache wurde richtig, und da sie wieder in die Stadt gekommen waren, machten sie Hochzeit.

Nach Verlauf eines Monats sagte Blaubart zu seiner Frau: Mein Schatz, eine wichtige Angelegenheit nöthigt mich, eine Reise zu machen und Dich auf sechs Wochen zu verlassen. Laß Dir in meiner Abwesenheit die Zeit nicht lang werden, sondern bitte Deine guten Freundinnen zu Dir, nimm sie mit auf's Land, wenn Du willst, und laß Dir nichts abgehn. Hier, fuhr er fort, hast Du die Schlüssel zu den beiden Vorrathskammern; diese sind zu dem Silbergewölbe; der ist zu meinem Geldkasten, der all mein Gold und Silber enthält; dieser hier schließt den Juwelen-Kasten; und dieser ist der Hauptschlüssel zu allen Zimmern. Dieser kleine aber schließt das Kabinet, das am Ende der langen Gallerie im Parterre liegt. Du darfst allenthalben hingehn; aber in das kleine Kabinet untersteh Dich nicht den Fuß zu setzen. Du hast alles von meinem Zorne zu fürchten, wenn Du dieses Verbot übertrittst. Sie versprach, alles auf das Pünktlichste zu befolgen und so umarmte er sie, setzte sich in seinen Wagen und reiste ab. Die Nachbarinnen und guten Freundinnen warteten nicht, bis die junge Frau sie bitten ließ, sondern Blaubart war kaum fort, als sie die Neugierde trieb, einen Besuch bei ihr zu machen, um das schöne Haus mit allen kostbaren Sachen zu sehen. Denn so lange Blaubart zu Hause war, getraute sich keine hinzugehen, weil sie sich alle vor seinem Barte fürchteten. — Nun ging es Trepp' auf, Trepp' ab, durch Zimmer und Kammern, von denen immer eine schöner und prächtiger

war als die andere. Hierauf gingen sie in die Vorrathsgewölbe und geriethen hier ganz außer sich über die Menge von prächtigen Tapeten, Betten, Sophas, Schränken, Tischen und Spiegeln, in denen man sich vom Kopfe bis auf die Füße besehen konnte, und die alle in prächtige Rahmen von Glas, Silber und Email eingefaßt waren. Bei jedem neuen Stück, das ihnen in die Augen fiel, priesen sie das Glück ihrer Freundin, und beneideten sie, wegen dieser schönen Sachen. Aber sie fand an all den Herrlichkeiten wenig Vergnügen, denn sie konnte vor Ungeduld nicht erwarten, bis sie die Kammer in dem untersten Stockwerk gesehen hätte. Endlich konnte sie ihre Neugier nicht länger beherrschen, sondern war so unhöflich, von der Gesellschaft wegzulaufen; und nun ging es eine heimliche Treppe hinunter, über Hals und Kopf, so daß sie dreimal mit den Absätzen hängen blieb und beinahe den Hals gebrochen hätte. Als sie an die verbotene Thüre kam, bedachte sie sich einige Minuten, ob sie ihrem Manne gehorchen oder ob sie sich seinem Zorne aussetzen wollte. Aber die Versuchung war zu stark, und es war ihr unmöglich, Herr darüber zu werden. Sie nahm also den kleinen Schlüssel und öffnete zitternd die Thüre. Anfänglich sahe sie gar nichts, weil die Fensterladen alle fest geschlossen waren; aber nach einigen Minuten sah sie, daß der Fußboden mit geronnenem Blute bedeckt war. In diesem Blute spiegelten sich die Leichname von mehreren todten Frauen, die der Reihe nach an der Wand hingen. Dieß waren die Weiber, die Blaubart geheirathet und die er alle nach der Reihe um's Leben gebracht hatte. Nun stelle man sich vor, wie die arme Frau erschrack, die schnell den Schlüssel abzog, ihn aber vor Angst fallen ließ. Sie hob ihn zwar schnell wieder auf, schloß die Thüre zu und ging in ihr Zimmer, um sich ein wenig zu

erholen. Aber sie konnte nicht zu sich selbst kommen, so außer sich vor Schreck war sie. Da sie bemerkte, daß der Schlüssel blutig geworden war, wollte sie ihn abwischen; aber das Blut ging nicht ab; sie wusch ihn, sie scheuerte ihn mit Sand, immer blieb Blut daran; denn der Schlüssel war bezaubert, und es war unmöglich, ihn ganz rein zu machen. Wenn das Blut auf der einen Seite verschwunden war, kam es auf der andern wieder zum Vorschein. Unglücklicherweise kam nun gar Blaubart noch denselben Abend von seiner Reise zurück, weil, wie er sagte, er unterwegs Briefe bekommen und daraus ersehen habe, daß die Geschäfte, wegen denen er verreist sey, glücklich beendigt wären. Seine Frau stellte sich über seine unverhoffte Rückkehr gar freudig an. Am andern Morgen forderte ihr Blaubart die Schlüssel ab, die sie ihm auch gab, aber mit so zitternder Hand, daß er sogleich errieth, was vorgefallen war. — „Wie kömmt es denn, frug er, daß der Schlüssel zum Kabinete nicht dabei ist?" — „Den muß ich etwa auf meinem Tische haben liegen lassen, sagte sie. — „Nun, antwortete Blaubart, vergiß nicht, mir ihn zurück zu geben." — Sie schob es zwar von einem Augenblicke zum andern auf; aber endlich mußte sie doch damit herausrücken. Blaubart betrachtete den Schlüssel und frug: „Wie kömmt denn das Blut daran?" — „Ich weiß es nicht," antwortete die arme Frau, und wurde dabei blaß wie der Tod. — „Du weißt es nicht? war die Antwort. Aber ich weiß es. Du hast also doch Lust bekommen, in das Kabinet zu gehen? Nun wohl, Du sollst hineinkommen und den Damen Gesellschaft leisten, die Du darin gesehen hast." — Sie warf sich ihrem Gemahl zu Füßen, weinte, bat um Verzeihung, und bezeugte die lebhafteste Reue über ihren Ungehorsam. Ihr Kummer und ihre Thränen hätten einen Felsen erweichen können;

aber Blaubarts Herz war unempfindlicher als ein Stein. „Ohne Gnade,“ antwortete er, „Du mußt auf der Stelle sterben.“ — „Ach!“ erwiederte sie mit Thränen, „wenn ich denn schon sterben muß, so vergönnt mir wenigstens noch einige Augenblicke, um Gott meine Seele zu befehlen und meine Sünden abzubitten.“ — „Ich gebe Dir eine halbe Viertelstunde Zeit,“ antwortete er, „aber keinen Augenblick länger.“

Er ging fort; als sie allein war, rief sie ihre Schwester und sagte zu ihr: Schwester Aennchen, steige doch geschwind auf den Thurm und sieh, ob vielleicht meine Brüder kommen, denn sie haben mir versprochen, mich heut zu besuchen; wenn Du sie siehst, so winke ihnen, damit sie eilen. Schwester Aennchen stieg auf den Thurm und die arme Frau rief ihr von Zeit zu Zeit zu: „Aennchen, Schwester Aennchen, siehst Du noch nichts?“ — und Aennchen antwortete: ich sehe nichts als den Sonnenstaub, ich sehe nichts als das grüne Laub. — Unterdessen stand Blaubart mit einem großen Schlachtmesser unten und schrie aus Leibeskräften: Komm' herunter oder ich komme hinauf. — Nur noch einen Augenblick, bat sie, und dann rief sie wieder ganz leise: „Aennchen, Schwester Aennchen, siehst Du noch nichts?“ Und Aennchen antwortete: „Ich sehe nichts als den Sonnenstaub, ich sehe nichts als das grüne Laub.“ — Komm' herunter, schrie Blaubart noch einmal, oder ich komme hinauf. — Ich komme ja schon, antwortete ihm seine Frau, und rief dann wieder leise: „Aennchen, Schwester Aennchen, siehst Du noch nichts?“ Und Aennchen antwortete: Ich sehe einen großen, großen Staub dort auf der Straße. — „Sind es meine Brüder?“ — „Ach! nein, Schwesterchen,“ antwortete Aennchen, „es ist eine Heerde Schaafe.“ — „Kömmst Du denn noch immer

nicht?" brüllte Blaubart zum drittenmal. — „Nur noch einen Augenblick Geduld," sagte sie: und dann rief sie; „Aennchen, Schwester Aennchen, siehst Du noch immer nichts?" und Aennchen antwortete: „Ich sehe zwei Reiter, aber sie sind noch weit, weit. — Da sie aber näher kamen, rief sie: „Gottlob es sind meine Brüder. Ich will ihnen winken, damit sie eilen." — „Nun," schrie Blaubart zum viertenmale, daß das ganze Haus zitterte, und die arme Frau kam herunter mit verweinten Augen und zerstreuten Haaren. — „Das hilft alles nichts," sagte Blaubart, „Du mußt sterben." Dann packte er sie mit der einen Hand bei den Haaren und mit der andern holte er aus, um ihr den Kopf abzuhauen. — Die arme Frau wandte sich nach ihm zu, sah ihn mit sterbenden Augen an und beschwor ihn, ihr nur noch einen Augenblick zu schenken, um sich zu sammeln. — „Nein, nein," sagte er, „die Gnadenzeit ist vorbei;" und nun holte er aus.... In diesem Augenblick schlug man stark an die Thüre, und Blaubart hielt ein. Die Thüre öffnete sich, und zwei Reiter traten herein, mit dem Degen in der Hand, und liefen auf Blaubart zu. Er erkannte sie für die Brüder seiner Frau, von denen der eine ein Dragoner, der andre von des Königs Leibwache war. Er fand nicht für gut, sie zu erwarten; aber die Brüder verfolgten ihn und holten ihn ein, ehe er die Treppe erreichen konnte. Sie machten kurzen Prozeß, stießen ihm den Degen in den Leib und ließen ihn liegen. Die arme Frau war auch beinahe todt, und hatte nicht soviel Kräfte aufzustehn, und ihre Brüder zu umarmen. — Es fand sich, daß Blaubart keine Erben hatte, und daß also seine Frau in dem Besitze aller seiner Reichthümer blieb. Sie wendete einen Theil davon an, ihre Schwester Aennchen mit einem jungen Edelmanne zu

verheirathen, den sie schon seit langer Zeit geliebt hatte; ihren Brüdern kaufte sie Hauptmannsstellen und heirathete endlich einen sehr rechtschaffenen Mann, bei dem sie die bösen Tage vergaß, die sie bei Blaubart zugebracht hatte.

4.

Die schlafende Schöne.

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten keine Kinder, und waren darüber sehr betrübt. Sie sparten zwar keine Gelübde und Geschenke; aber nichts wollte helfen. Endlich wurden sie dennoch mit einer Tochter beschenkt. Das war eine Freude; und um diese Tochter recht glücklich zu machen, bat man alle Feen aus dem ganzen Lande, deren sieben waren, zu Gevatterinnen; damit ihr jede, wie es damals unter den Feen bräuchlich war, ein Geschenk machen und die Prinzessin auf diese Weise alle nur mögliche Vorzüge erhalten möchte. Nach der Taufe ging die ganze Gesellschaft in den königlichen Pallast, wo man den Feen ein herrliches Gastmahl gab. Jeder legte man ein prächtiges Couvert auf mit einem Besteck von gediegnem Golde, mit Diamanten und Rubinen besetzt. Als sich nun die ganze Gesellschaft schon zu Tisch gesetzt hatte, öffnete sich die Thür und eine alte Fee trat herin, die nicht eingeladen worden war, weil sie seit länger als fünfzig Jahren nicht mehr ausging, und weil man glaubte, sie wäre in ihrem

Thurme gestorben oder fest gezaubert. Der König ließ ihr auch ein Couvert auflegen; aber es war unmöglich ihr ein goldnes Besteck zu geben, wie den andern, weil er nur sieben für die sieben Feen hatte machen lassen. Die Alte glaubte, es geschehe ihr zum Schimpf, und murmelte etwas zwischen den Zähnen. Eine junge Fee, die neben ihr saß, hörte es, und vermuthete gleich, daß sie der jungen Prinzessin irgend ein schlimmes Geschenk machen würde. Sie versteckte sich daher nach aufgehobener Tafel hinter die Tapete, nm ihr Geschenk zuletzt zu geben, und allenfalls das Böse wieder gut zu machen, das die Alte dem Kinde anthun dürfte. Hierauf fingen die Feen an, der Prinzessin zu schenken. Die Jüngste verlieh ihr vollkommene Schönheit; die Zweite, Verstand; die Dritte, Reiz und Anmuth in allem, was sie vornehme; die Vierte, das Talent schön zu tanzen; die Fünfte, wie eine Nachtigall zu singen; die Sechste, alle Arten von Instrumenten auf das Vollkommenste zu spielen. Als die Reihe an die Alte kam, schüttelte sie mit dem Kopfe und sagte, die Prinzessin solle sich mit einer Spindel in die Hand stechen und daran sterben. Die ganze Gesellschaft erschrack über dieses schreckliche Geschenk, und weinte insgesammt wie Kinder. Aber in dem Augenblicke trat die junge Fee hinter der Tapete hervor, und sagte ganz laut zu dem Könige und der Königin: gebt Euch zufrieden; Eure Tochter wird nicht sterben. Es steht zwar nicht in meiner Gewalt, die boshafte Absicht dieser Alten ganz zu vereiteln; die Prinzessin wird sich mit einer Spindel in die Hand stechen; aber statt zu sterben, wird sie in einen tiefen Schlaf fallen, aus welchem sie nach Verlauf von hundert Jahren durch den Sohn eines Königs aufgeweckt werden wird. — Zum Ueberflusse ließ der König einen Befehl bekannt machen, durch welchen er verbot, an der

Spindel zu spinnen, oder nur eine Spindel im Hause zu haben, bei Lebensstrafe. Eines Tages, da die Prinzessin schon etwa fünfzehn oder sechszehn Jahr alt war, begaben sich der König und die Königin auf eines ihrer Lustschlösser, und da trug sichs zu, daß die Prinzessin im ganzen Hause, Trepp' auf Trepp' ab, aus einer Stube in die andre lief, und endlich auch in ein kleines Dachstübchen, oben im Thurme kam, wo sie ein altes Mütterchen spinnend fand, die in ihrem Dachstübchen von dem Befehle des Königs kein Wörtchen erfahren hatte. — „Was macht ihr denn da?" frug sie die Prinzessin. — „J, da spinne ich, schönes Kind," versetzte die Alte, die die Prinzessin nicht kannte. — „Ach, das ist ja allerliebst!" antwortete diese. „Laßt 'mal sehen, wie ihr's machr? ich will doch sehn, ob ich es nachmachen kann." Die Alte gab ihr die Spindel, aber wie sie dieselbe in die Hand nahm, stach sie sich, denn sie war etwas lebhaft und flattrig, und überdieß war es der Wille der Feen, daß es so gehn mußte. Sie stach sich also und sank ohnmächtig nieder. Die Alte war vor Schrecken außer sich, und schrie nach Hülfe. Man eilte vou allen Seiten herbei; man spritzte der Prinzessiu Wasser ins Gesicht; man lößte ihr die Schnürbrust auf; man rieb ihr Hände und Schläfe mit cöllnischem Wasser; alles war umsonst; sie kam nicht wieder zu sich. Der König war indessen auch herangekommen und erinnerte sich der Prophezeihung der Feen; und da er wohl einsah, daß man sich denselben nicht widersetzen könne, so ließ er die Prinzessin in das schönste Zimmer des Pallast tragen und auf ein prächtiges mit Gold und Silber durchwebtes Bett legen. Sie war schön wie ein Engel; denn die Ohnmacht hatte ihrer Farbe nichts von ihrer Frische entzogen; ihre Wangen blühten wie Rosen und ihre Lippen wie Korallen. Nur

die Augen hatte sie geschlossen: aber man hörte sie leise athmen und sah daraus gar wohl, daß sie nicht todt war. Der König befahl, sie ruhig schlafen zu lassen, bis die Stunde ihres Erwachens gekommen wäre. Die gute Fee, die ihr das Leben gerettet hatte, indem sie sie zu einem hundertjährigen Schlafe verdammte, befand sich eben in dem Königreich Mataquin, zwölftausend Meilen von dem Orte, wo sich diese Begebenheit zutrug; aber sie erhielt in wenig Augenblicken durch ihren Zwerg Nachricht davon, der Sieben-Meilen-Stiefeln anhatte und schneller reiste als auf einer Eisenbahn. Die Fee kam in weniger als einer Stunde auf einem feurigen mit Drachen bespannten Wagen an. Der König reichte ihr die Hand und hob sie aus dem Wagen. Sie billigte alles, was er gethan hatte; aber bei ihrer außerordentlichen Vorsicht fiel ihr ein, daß, wenn die Prinzessin aufwachte, und sich in dem alten Schlosse allein fände, sie in große Verlegenheit gerathen würde. Sie fand auch dafür ein Mittel. Sie berührte, außer dem Könige und der Königin, alles mit ihrem Zauberstabe, die Oberhofmeisterin, die Hofdamen, die Kammerfrauen, Kammerherrn, Offiziere, Haushofmeister, Köche, Küchenjungen, Schweizer, Pagen und Laquaien; sie berührte auch alle Pferde im Marstalle, sammt den Reitknechten, die Hofhunde und den kleinen Mimi, das Schooshündchen der Prinzessin, das neben ihrem Bette lag. So wie sie etwas berührte, schlief es ein, um zugleich mit der Prinzessin wieder aufzuwachen, und sie zu bedienen, wenn sie etwas nöthig hätte. Auch die Bratspieße in der Küche, die voll Rebhühner und Fasanen stacken, schliefen ein, und auch das Feuer schlief ein. Alles das geschah in einem Augenblicke; denn die Feen machen in Allem, was sie thun, kurzes Federlesen. Hierauf küßten König und Königin

ihre Tochter noch einmal, ohne daß sie davon aufwachte; verließen das Schloß und geboten, daß sich Niemand demselben nähern sollte. Aber dieses Verbot war unnöthig. Denn in weniger als einer Viertelstunde wuchs rund um das Schloß eine so große Menge Bäume und Sträuche, Dornen und Disteln, und diese waren alle so in einander verflochten, daß Niemand durchpassiren konnte. Nur noch die Thurmspitze guckte heraus und auch die sah man nur in einer ziemlichen Entfernung. Man glaubte, daß auch dieses ein Werk der Fee sey, damit die Prinzessin während ihres Schlafs nichts von neugierigen Leuten zu fürchten hätte.

Nach Verlauf von hundert Jahren ging der Sohn des regierenden Königs, aus einer andern Familie, auf die Jagd, und da er in die Gegend des Waldes kam, wo das Schloß lag, frug er, was das für Thürme wären, die aus dem Dickicht des Waldes hervorragten. Jeder antwortete ihm so gut er konnte, und was er selbst davon gehört hatte; der eine sagte, es wäre ein altes Schloß, worin es spuckte; der andere, es wäre der Sammelplatz aller Zauberer aus dem ganzen Lande; die allgemeine Meinung aber war, daß ein Popanz darin wohne, der alle kleinen Kinder raube, die ihm in den Weg kämen, und sie dort ruhig verzehre, weil ihm Niemand nachfolgen könnte und er allein den Weg durch das dicke Gebüsch wüßte. Endlich aber nahm ein alter Bauer das Wort und sagte zu dem Prinzen: „Durchlauchtiger Prinz, es ist nun länger als fünfzig Jahre, daß ich meinen Vater habe sagen hören, es läge in diesem Schlosse eine wunderschöne Prinzessin, welche hundert Jahre schlafen und dann von einem Prinzen aufgeweckt werden sollte, dem sie bestimmt wäre.“ Als der Prinz dieß hörte, gerieth er in Feuer und Flammen, und zweifelte keinen

Augenblick, daß er bestimmt sey, dieses schöne Abentheuer zu bestehen. Er beschloß sich auf der Stelle davon zu überzeugen. Er näherte sich dem Gebüsche, und bei jedem Schritte machten ihm die Dornen und Disteln von selbst Platz und ließen ihn durch. So kam er endlich an das Schloß, welches er an dem äußersten Ende einer langen Allee liegen sah. Keiner von seinen Leuten hatte ihm folgen können, weil die Bäume und Sträuche sogleich wieder zusammengerückt waren. Ungeachtet er sich hierüber wunderte, setzte er dennoch seinen Weg weiter fort; denn einem jungen und verliebten Prinzen fehlt es niemals an Muth. Er kam hierauf in einen großen Vorhof, wo ihm beinahe der Muth vergangen wäre. Allenthalben herschte das schrecklichste Stillschweigen; allenthalben sah man das Bild des Todes. Eine Menge Körper von Menschen und Thieren lagen hier ausgestreckt. Er hielt sie anfänglich für todt; aber an den kupfrigten Nasen der Schweizer und ihren rothen Gesichtern sah er, daß sie nur schliefen; und aus den Gläsern, die neben ihnen standen und in welchen sich noch einige Tropfen befanden, sah er, daß sie während des Trinkens eingeschlafen waren. Er kam hierauf in einen andern, mit Marmor gepflasterten, großen Hof. Er stieg die Treppe hinauf, und kam in den Wach-Saal, wo die Garden in einer Reihe standen, Carabiner auf den Schultern, und laut schnarchend. So ging er durch mehrere Zimmer, in denen er eine Menge Herren und Damen, einige sitzend, andere stehend, alle im tiefen Schlafe fand. Endlich kam er in ein schönes Zimmer, das über und über vergoldet war; in diesem sah er auf einem Bette, dessen Vorhänge auf allen Seiten offen waren, eine Prinzessin von etwa fünfzehn Jahren, die in ihrem Gesicht etwas zärtliches und verklärtes zu haben schien. Zitternd und voll Verwunde-

rung näherte er sich ihr und sank neben dem Bette auf die Knie. In diesem Augenblick endigte sich die Bezauberung. Die Prinzessin wachte auf und sah ihn mit so zärtlichen Augen an, als hätte sie ihn schon lange gekannt. — „Sind Sie es, mein Prinz, sagte sie zu ihm; Sie haben lange auf sich warten lassen.“ — Der Prinz war entzückt über diese Worte und noch mehr über die Art, mit der sie dieselben vorbrachte. Er wußte gar nicht, wie er ihr seine Freude bezeigen sollte. Er versicherte also, daß er sie mehr als sich selbst liebe. Seine Worte waren schlecht gesetzt, aber sie gefielen der Prinzessin nur destomehr, denn je verliebter man ist, desto ungeschickter ist man. Er war überhaupt in weit größerer Verlegenheit als sie, und das ging auch sehr natürlich zu; denn sie hatte Zeit genug gehabt, über ihre Reden nachzudenken, und es ist sehr wahrscheinlich, daß die gute Fee sie die ganze Zeit über mit angenehmen Träumen unterhalten habe, um ihr den langen Schlaf zu verkürzen. Und in der That hatte sie diese Zeit so gut angewandt, daß sie vier Stunden lang mit einander sprachen, ohne sich auch nur die Hälfte von dem gesagt zu haben, was sie sich zu sagen hatten.

Indessen war zugleich mit der Prinzessin alles im Schlosse aufgewacht; jedes war wieder an seine Arbeit gegangen, und da sie nicht alle verliebt waren, so fühlten sie einen erschrecklichen Hunger. Die Hofdame, welche den Dienst hatte, und eben so hungrig war, wie die andern, sagte der Prinzessin einmal über das andere, die Suppe wäre aufgetragen. Der Prinz half ihr endlich vom Bette auf. Sie war ganz angezogen und in den reichsten Kleidern; aber er sagte ihr freilich nicht, daß sie in der Zeit etwas altmodisch geworden wären; denn sie hatte noch einen hohen steif stehenden Kragen, wie

seine Urgroßmutter getragen hatte. Sie war aber deßwegen nicht weniger schön. Sie gingen nun zusammen in den Spiegelsaal und setzten sich zur Tafel, wobei die Hofbedienten der Prinzessin aufwarteten. Während der Mahlzeit wurde Musik gemacht und die Kapelle spielte einige Stücke, die vortrefflich waren, ob man sie gleich seit hundert Jahren nicht mehr gespielt hatte. Nach aufgehobener Tafel traute sie der Hof-Caplan in der Schloß-Kirche und die Hofdamen brachten dem neuvermählten Paare ihre Glückwünsche. Der Prinz kehrte bei Anbruch des nächsten Tages nach der Stadt zurück, wo sein Vater wegen seines Ausbleibens in großer Angst war. Der Prinz gab vor, sich auf der Jagd im Walde verirrt zu haben; und da habe ihn ein Köhler in seine Hütte aufgenommen und mit schwarzem Brod und Käse bewirthet. Der König war ein sehr guter Mann und glaubte es, aber die Königin war nicht so leicht zu bereden; und da sie sah, daß er fast alle Tage auf die Jagd ging und immer eine Ausflucht hatte, wenn er in zwei oder drei Tagen nicht nach Hause gekommen war, so schöpfte sie Verdacht und fiel auf die Vermuthung, er müsse irgendwo ein Liebchen haben; denn er lebte länger als zwei Jahre heimlich mit der Prinzessin auf diesem Fuße, und sie schenkte ihm zwei Kinder, von denen sie das erste, welches ein Mädchen war, Prinzessin Morgenroth, und das zweite, ein Sohn, Prinz Tag nannten, weil er noch schöner war als seine Schwester. Die Königin suchte ihren Sohn mehrmal zum Geständnisse zu bringen, aber er wagte es nicht, ihr sein Geheimniß anzuvertrauen; denn er fürchtete sie, weil sie aus einer Popanzen-Familie war, — sein Vater hatte sie blos ihrer ungeheuern Reichthümer wegen geheirathet. — Man sagte sich auch am Hofe in's Ohr, daß sie alle Begierden der Popanze hätte,

und wenn sie kleine Kinder vorbeigehen sähe, sich kaum enthalten könnte, sie zu fressen. Darum wollte ihr der Prinz auch nichts sagen. Aber da der König nach Verlauf von zwei Jahren gestorben war, entdeckte er seine Heirath, und holte seine Gemahlin mit großen Ceremonien aus ihrem Schlosse. Sie zog mit vielem Pompe in die Hauptstadt ein, ihre beiden schönen Kinder neben sich. Kurze Zeit darauf bekriegte ihr Gemahl den Kaiser Cantalabutte, seinen Nachbar. Die Verwaltung des Reichs überließ er seiner Mutter und empfahl ihr seine Gemahlin und Kinder auf das Dringendste. Er mußte den ganzen Sommer über ausbleiben, und sobald er abgereist war, schickte seine Mutter ihre Schwiegertochter und ihre Enkel in ein entlegenes Landhaus, mitten im Walde, um dort ihre abscheulichen Gelüste besser befriedigen zu können. Einige Tage darauf folgte sie ihnen selbst nach, ließ vor Schlafengehen ihren Haushofmeister zu sich kommen, und sagte zu ihm: „Morgen Mittag will ich die kleine Morgenroth speisen.“ — „Um Gotteswillen, Ihro Majestät!“ rief der Haushofmeister. — „Ohne Widerrede, sagte die Königin, (mit dem Tone eines Währwolfs, der nach frischem Fleische lüstert) und zwar will ich sie mit einer sauern Zwiebelbrühe essen.“ — Der arme Mann, der wohl sah, daß die Königin über diesen Punkt keinen Spaß verstand, nahm sein großes Messer und ging in die Kammer der kleinen Prinzessin Morgenroth. Sie war damals vier Jahr alt, sprang ihm sogleich lächelnd an den Hals und bat ihn um Zuckerwerk. Er fing an zu weinen: das Messer fiel ihm aus der Hand, und er begab sich in den Hof, wo er einem jährigen Lamme die Gurgel abschnitt, und eine so gute Brühe daran machte, daß ihm die Königin sagte, sie hätte Zeit ihres Lebens so was Gutes nicht gegessen. Der

Haushofmeister hatte die kleine Morgenroth mitgenommen, und sie seiner Frau gegeben, um sie in einer geheimen Kammer zu verbergen. — Acht Tage drauf sagte die Königin wieder zu ihrem Haushofmeister: Ich will Morgen Abend den kleinen Tag essen. — Er antwortete nichts, sondern beschloß sie wie das erstemal zu betrügen. Hierauf ging er zu dem kleinen Tag, der eben ein Rapier in der Hand hatte und sich mit einem großen Affen herumfocht, obwohl er erst drei Jahre alt war. Er brachte ihn ebenfalls seiner Frau, um ihn bei der kleinen Morgenroth zu verbergen, und statt des Prinzen tischte er der Königin ein junges zartes Reh auf, das sie außerordentlich schmackhaft fand.

Bis dahin ging alles gut. Aber eines Tags sagte die Königin wieder zu ihrem Haushofmeister: Morgen will ich die Königin speisen und zwar mit derselben Brühe, wie ihre Kinder. Dießmal gerieth der arme Haushofmeister in eine wahre Verzweiflung, weil er nicht wußte, wie er sie betrügen sollte. Die junge Königin war, ohne die hundert Jahre, die sie verschlafen hatte, etwas über zwanzig Jahr alt, ihre Haut war etwas fest, obgleich weiß und schön; wo sollte er ein Thier finden, das ihr gliche? Er faßte also den Entschluß, der Königin ohne Barmherzigkeit die Kehle abzuschneiden, um sein eignes Leben zu retten, und begab sich in dieser Absicht auf ihr Zimmer. Er suchte sich so viel es ihm möglich war, in Wuth zu setzen, und trat mit dem Dolche in der Hand in das Zimmer der jungen Königin. Indessen konnte er es doch nicht über das Herz bringen, sie so sehr zu erschrecken, sondern überbrachte ihr den Befehl ihrer Schwiegermutter mit der größten Höflichkeit. — Wohlan, sagte sie, und bot ihm den Hals dar, vollbringt den Befehl, den man euch gegeben hat; ich werde meine

Kinder wieder sehen; meine armen Kinder, die ihr Raub geworden sind, die ich so sehr liebte. — Denn sie hielt sie für todt, weil sie ihr heimlich entführt worden waren. — Nein, nein, Madam, antwortete der arme Mann gerührt, Sie sollen nicht sterben und sollen Ihre Kinderchen auch wiedersehen. Ich will die Königin noch einmal betrügen, und ihr eine junge Hirschkuh an Ihrer Stelle auftischen. Er führte sie hierauf in die Kammer, wo ihre Kinder waren, die ihr um den Hals fielen, und er ließ sie hier, um eine Hirschkuh zurecht zu machen, die die Alte auch mit dem größten Appetite aß, als wenn es die junge Königin selbst gewesen wäre. — Sie freute sich innerlich über ihre Grausamkeit, und machte sich gefaßt, dem Könige bei seiner Rückkehr zu sagen, daß seine Gemahlin und seine beiden Kinder von den Wölfen gefressen worden wären.

Als sie aber eines Abends in den Höfen des Schlosses umherschlich, um ihrer Gewohnheit nach frisches Menschenfleisch auszustöbern, hörte sie unten im Saale den kleinen Tag weinen, dem seine Mutter die Ruthe geben wollte, und zu gleicher Zeit hörte sie auch die kleine Morgenroth für ihren Bruder um Verzeihung bitten. Die Königin erkannte die Stimme ihrer Schwiegertochter und ihrer Enkel, und gerieth in die äußerste Wuth, als sie sich betrogen sah. Sie befahl sogleich den andern Morgen mit einer fürchterlichen Stimme, vor welcher alles zitterte, eine große Kufe in den Hof zu bringen, und sie mit Kröten, Schlangen und Ottern anzufüllen, um die Königin, ihre Kinder, den Haushofmeister, seine Frau und seine Magd hineinzuwerfen. Sie hatte Befehl gegeben, sie mit gebundnen Händen herbeizuführen; die Henker waren schon im Begriffe, sie in die Kufe hineinzustürzen, als der König, den man so bald nicht erwartet

hatte, in den Hof geritten kam. Er war ganz erstaunt über das Schauspiel, zu welchem er hier kam, und frug sogleich, was dasselbe bedeuten solle? Niemand wagte es, ihm Auskunft darüber zu geben, als seine Mutter sich wüthend in die Kufe stürzte, und sogleich von den giftigen Thieren aufgefressen wurde. Der König betrübte sich anfangs darüber, aber er tröstete sich bald in den Armen seiner liebenswürdigen Kinder, von denen er erfuhr, welcher schrecklichen Gefahr sie entgangen waren.

5.

Die gestiefelte Katze.

Ein Müller hinterließ bei seinem Absterben seinen drei Söhnen nichts weiter als eine Mühle, einen Esel und eine Katze. Die Theilung war bald geschehen, und man brauchte weder Notar noch Advokaten dazu, die von dieser kleinen Erbschaft gewiß nichts übrig gelassen hätten. Der älteste Sohn bekam die Mühle, der zweite den Esel und der jüngste die Katze. Letzterer war mit seinem kleinen Erbtheile wenig zufrieden. Meine Brüder, sprach er, können ihr Leben auf eine gute Art hinbringen, wenn sie beide gemeinschaftliche Sache machen: aber wenn ich meine Katze verzehrt und mir einen Muff aus ihrem Felle gemacht habe, so bleibt mir nichts übrig als Hungers zu sterben. Die Katze hörte diese Reden aufmerksam

mit an, und sagte sehr ernsthaft zu ihrem Herrn: Lieber Herr, bekümmert Euch nicht so sehr. Gebt mir nur einen Sack und laßt mir ein Paar Stiefelchen machen, damit ich in den Wald gehen kann, und Ihr werdet finden, daß Ihr nicht so arm seyd, als Ihr glaubt. — Der arme Müllers-Sohn rechnete zwar nicht sehr auf diese Versprechungen; indeß wußte er, daß seine Katze gar sehr schlau war, und die Ratten und Mäuse mit vieler List übertölpelte; und so hegte er einige Hoffnung, daß sie ihm vielleicht in seinem Unglücke nützlich seyn könnte. Er gab ihr also, was sie verlangte, und sie zog munter ihre Stiefelchen an, hing den Sack an ihren Hals, nahm die Riemen in ihre Vorderpfoten und marschirte so auf einen Berg, wo es eine große Menge Kaninchen gab. Sie streckte sich aus, als wäre sie todt, und lauerte, daß ein junges mit der List der Welt unbekanntes Kaninchen hineinkriechen sollte, um den Kohl darin zu fressen. Sie durfte nicht lange warten; kaum hatte sie sich hingelegt, so kroch ein junges unbedachtsames Kaninchen in den Sack. Die Katze zog sogleich die Riemen zu, packte und würgte es ohne alle Umstände. Nun ging sie, stolz auf ihre Beute, zum König und bat um Audienz. Man ließ sie in das Gemach seiner Majestät, wo sie einen tiefen Bückling machte und sagte: ich bringe Eurer Majestät hier ein Kaninchen, welches der Herr Graf von Carabas (diesen Namen gab sie ihrem Herrn) mir aufgetragen hat, Ihnen zu überreichen. — Sage deinem Herrn, antwortete der König, daß ich ihm danke. — Ein andermal ging die Katze ins Korn mit ihrem offnen Sacke am Halse; zwei Rebhühner krochen hinein: sie zog die Riemen zu und fing sie beide. Hierauf ging sie wieder zum König und brachte sie ihm, wie das Kaninchen. Der König nahm auch die beiden Rebhühner gnädig an, und

ließ ihr ein Trinkgeld geben. So fuhr die Katze zwei oder drei Monat fort, dem Könige immer von Zeit zu Zeit Wildpret aus dem Forste ihres Herrn zu bringen. Als sie nun eines Tages erfuhr, daß der König mit seiner Tochter, die eine wunderschöne Prinzessin war, eine Spazierfahrt am Ufer des Flusses machen wollte, sagte sie zu ihrem Herrn: wenn Ihr heute meinem Rathe folgen wollt, so ist Euer Glück gemacht. Badet Euch in dem Flusse, an der Stelle, die ich Euch zeigen werde, und dann laßt mich nur machen. Der Graf von Carabas that, was ihm seine Katze rieth, ohne zu wissen warum. Als er sich nun badete, kam der König vorbei, und die Katze schrie aus Leibeskräften: Hülfe, Hülfe, der Herr Graf von Carabas ersäuft. Auf dieses Geschrei steckte der König den Kopf zum Wagen heraus, erkannte die Katze, die ihm so oft Wildpret gebracht hatte, und befahl seiner Leibwache, dem Herrn Grafen beizuspringen. Unterdessen man ihn nun aus dem Flusse zog, näherte sich die Katze dem Wagen und sagte dem Könige, daß während ihr Herr sich gebadet, Diebe gekommen und ihm seine Kleider gestohlen hätten, ob sie gleich aus allen Kräften um Hülfe gerufen. Sie hatte dieselben weislich unter einem großen Steine versteckt, um sie nicht sehen zu lassen. Sogleich befahl der König seinem Bedienten, das schönste Kleid aus seiner Garderobe für den Herrn Grafen Carabas zu holen. Der König erzeigte ihm alle nur mögliche Höflichkeiten. Da die schönen Kleider ihm sehr wohl standen, — denn er war von Natur schön und wohlgebaut — so fand ihn die Prinzessin sehr nach ihrem Geschmacke, und da sie der Graf von Carabas einigemal eben so zärtlich als ehrfurchtsvoll angeblickt hatte, wurde sie verliebt in ihn bis über die Ohren. Der König bot ihm seinen Wagen an, und ersuchte ihn,

an seiner Spazierfahrt Theil zu nehmen. Die Katze war außer sich vor Vergnügen, da sie sahe, daß ihre List so gut gelang, und lief voraus; und da sie einige Bauern antraf, die eine Wiese mähten, sagte sie zu ihnen: hört, wenn ihr dem König nicht sagt, daß die Wiese, die ihr hier mäht, dem Herrn Grafen von Carabas gehört, so werdet ihr in Kochstücken zerhackt, das will ich euch nur sagen. — Da nun der König kam, frug er die Mäher, wem die Wiese gehörte, die sie mähten. Dem Herrn Grafen von Carabas, antworteten sie alle einmüthig; denn die Drohung hatte sie bange gemacht. Sie haben hier eine schöne Besitzung, Herr Graf, sagte der König. — Wie Ihro Majestät sehen, antwortete der Graf; diese Wiese trägt alle Jahre eine artige Summe ein. — Die Katze lief immer voraus und traf Schnitter an. Zu denen sagte sie wieder: hört ihr Schnitter, wenn ihr dem Könige nicht sagt, daß das Feld, das ihr schneidet, dem Herrn Grafen von Carabas gehört, so werdet ihr in Kochstücken zerhackt werden, das will ich euch nur sagen. — Da nun der König kam, wollte er wissen, wem das Getraide gehörte. Dem Herrn Grafen von Carabas, antworteten die Schnitter, und der König freute sich darüber. Die Katze lief immer so vor dem Wagen voraus und sagte immer dasselbe zu allen, die ihr begegneten; und der König ward ganz erstaunt über die vielen Güter des Herrn Grafen von Carabas. Endlich kam die Katze in ein schönes Schloß, das einem Popanze gehörte, der ganz unmäßig reich war; denn das ganze Land, wodurch der König gekommen war, gehörte zu diesem Schlosse. Die Katze erkundigte sich sorgfältig, wer dieser Popanz wäre, und worin seine Kräfte beständen, und bat dann um die Erlaubniß, ihm aufwarten zu dürfen. Als sie vor ihn gelassen wurde, sagte sie, sie habe seinem Schloß nicht vorbeikommen

wollen, ohne die Ehre zu haben, ihm ihren Respect zu bezeigen. Der Popanz nahm sie mit aller Höflichkeit auf, deren nur ein Popanz fähig ist, und ließ sie niedersetzen. Man hat mich versichern wollen, hub die Katze hier an, daß sie die Gabe besäßen, gnädiger Herr, sich in alle Arten von Thieren zu verwandeln; daß Sie zum Beispiel die Gestalt eines Löwen oder Elephanten annehmen könnten. — Das ist auch wahr, antwortete der Popanz, und um es dir zu beweisen, will ich mich gleich in einen Löwen verwandeln. Die Katze that ganz erschrocken, da sie einen Löwen vor sich stehen sah und kletterte auf die Dachrinne mit großer Mühe und Gefahr, weil sie Stiefeln anhatte, mit denen es sich nicht gut auf den Ziegeln marschirt. Als aber der Popanz seine Löwengestalt abgelegt hatte, kam sie wieder herunter und versicherte ihm, sie wäre in Todesangst gewesen. Man hat, fuhr sie fort, noch über dieses sagen wollen, was ich aber kaum glauben kann, daß Sie auch die Gabe besäßen, die Gestalt der kleinsten Thiere anzunehmen, zum Beispiel sich in eine Ratte oder Maus zu verwandeln. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich dieß für ganz unmöglich halte. — Für unmöglich? versetzte der Popanz; wir wollen sehen. In demselben Augenblicke verwandelte er sich in eine Maus und lief auf dem Fußboden hin und her. Sobald ihn die Katze in dieser Gestalt sah, fuhr sie auf ihn zu, haschte und fraß ihn. Unterdessen war der König an das schöne Schloß gekommen und wollte es inwendig sehen. Die Katze hörte den Wagen über die Zugbrucke rollen, lief ihm entgegen und sagte zu dem Könige: Eure Majestät sey willkommen in dem Schlosse des Herrn Grafen von Carabas. Wie, Herr Graf? rief der König, auch dieses Schloß gehört Ihnen? Ich habe in meinem Leben nichts schöneres gesehen als diesen Hof

und die Gebäude, die ihn einschließen. Ich will doch, mit Ihrer Erlaubniß auch das Inwendige besehen. Der Graf reichte der Prinzessin die Hand, hob sie aus dem Wagen und folgte dem Könige. Sie gingen hierauf in einen großen Saal, wo sie ein prächtiges Gastmahl fanden, das der Popanz für seine Freunde hatte zurichten lassen, die nicht hineinzugehen wagten, weil sie den König hatten kommen sehen. Der König war über die guten Eigenschaften des Grafen ganz entzückt und seine Tochter war gar in ihn vernarrt; und da der König sah, daß er so reich war, sagte er zu ihm, nachdem er fünf oder sechs Pokale ausgeleert hatte: Es kömmt nur auf Sie an, Herr Graf, ob sie mein Schwiegersohn werden wollen. Der Graf machte einen tiefen Bückling, und nahm von Herzen die angebotne Ehre an, und er wurde noch an demselben Tage mit der Prinzessin getraut. Meister Kater wurde ein großer Herr, und fing seitdem keine Mäuse mehr, als nur manchmal aus Liebhaberei und zum Spaße.

6.

Aschenbrödel

oder

das Glas-Pantöffelchen.

Es war einmal ein Edelmann, der verlor seine Frau und er heirathete eine andere, die hochmüthig und eitel war. Sie hatte zwei Töchter, die waren eben so und glichen ihr auch sonst in allen Stücken. Der Edelmann hatte auch eine Tochter, die war aber ein gar sanftes und gutes Kind. Sie hatte dieß Temperament von ihrer Mutter geerbt, die auch eine sehr sanfte gute Frau gewesen war. Kaum war die Hochzeit vorbei, so ließ die Mutter ihre üble Laune an ihrer Stieftochter aus. Die guten Eigenschaften dieses Kindes waren ihr unausstehlich, weil der boshafte Charakter ihrer eignen Töchter so sehr damit abstach. Sie ließ sie also die niedrigsten Geschäfte im Hause thun; sie mußte aufwaschen, die Treppe scheuern und die Zimmer der gnädigen Mama und ihrer Fräulein Schwester fegen. Sie schlief auf dem Oberboden, auf einem elenden Strohsacke, während ihre Schwestern in tapezirten Kammern schliefen, wo sie die schönsten Betten und die prächtigsten Spiegel hatten. Das arme Mädchen trug dieß alles mit einer unbeschreiblichen Geduld, und wagte nicht, sich bei ihrem Vater zu beklagen, wo sie doch nur Vorwürfe bekommen hätte; denn die böse Frau vermochte alles über

ihn. Wenn sie mit ihrer Arbeit fertig war, setzte sie sich in den Winkel des Kamins, in die Asche; darum nannte man sie im ganzen Hause nur Aschenbrödel. Indessen war Aschenbrödel in ihren schlechten Kleidern dennoch hundertmal schöner als ihre Schwestern, wenn sie auch noch so prächtig angezogen waren.

Eines Tags gab der Sohn des Königs einen Ball und lud alle Adelige dazu ein. Die beiden Fräulein wurden auch gebeten, denn sie machten viel Aufsehen in der Gegend. Man kann leicht denken, daß sie eine große Freude darüber hatten und an nichts anderes dachten, als welche Kleider sie anziehen und welche Hüte sie aufsetzen wollten, um recht schön zu seyn. Aschenbrödel hatte dabei viel zu thun, denn sie mußte ihren Schwestern die Wäsche plätten und ihre Manschetten in Falten legen. Man sprach die ganze Zeit über von nichts als von dem bevorstehenden Balle. Ich, sagte die älteste, ziehe mein rothsammtnes Kleid mit der englischen Garnirung an. Und ich, sagte die jüngste, ziehe mein Alltagskleid an, aber dafür nehm ich den Mantel mit den goldnen Blumen um, und binde mein Steinband in die Haare, das auch nicht schlecht ist. Man schickte nach der besten Putzmacherin, um ihnen die neumodischsten Hüte zu bringen, und sie suchten die schönsten Bänder und Spitzen aus. Dabei frugen sie immer Aschenbrödel um Rath; denn diese hatte einen sehr guten Geschmack, rieth ihnen auf das beste, und bot sich an sie selbst aufzusetzen, was sie mit vielem Vergnügen annahmen. Während dem sagten sie zu ihr: Aschenbrödel, möchtest du wohl mit auf dem Balle seyn? — Ach! gnädige Fräulein, Sie scherzen! erwiederte Aschenbrödel: ich darf daran nicht denken. — Du hast Recht, antworteten sie, man würde schön lachen, wenn eine Aschenbrödel auf den Ball käme. —

Jede andre würde sie deßhalb diesen Spott beim Anputz haben entgelten lassen; aber Aschenbrödel hatte ein viel zu gutes Herz und putzte sie recht schön auf. Sie hatten vor großer Freude beinahe in zwei Tagen keinen Bissen gegessen, und fast ein Dutzend Schnürbänder zerrissen, um sich eine rechte schmale Taille zu machen; vom Morgen bis in die Nacht standen sie vor dem Spiegel. Endlich kam der glückliche Tag; sie stiegen in eine Karosse, fuhren fort und Aschenbrödel sah ihnen so weit nach als sie konnte. Als sie den Wagen nicht mehr sah, fing sie an zu weinen. Ihre Pathe, die dieß sah, frug nach der Ursache ... Ich möchte gern ... Ach! ich möchte gern ... Sie konnte es vor Weinen nicht aussprechen. Da sagte ihre Pathe, die eine Fee war: du möchtest wohl gern mit auf den Ball gehen? nicht wahr? ... Ach ja! antwortete Aschenbrödel mit einem tiefen Seufzer. — Nun wohl, sagte die Pathe, weil du eine so gute Tochter bist, sollst du hingehen. — Sie führte sie hinauf in ihre Kammer und sagte zu ihr: geh in den Garten und hole mir eine Melone herauf. Aschenbrödel lief fort, holte die schönste, die sie finden konnte, und brachte sie ihrer Pathe. Sie konnte gar nicht errathen, wie die Melone dazu nöthig sey, daß sie auf den Ball käme. Aber ihre Pathe schnitt sie auf und höhlte die Schaale ganz aus, berührte sie dann mit ihrem Zauberstabe und augenblicklich war die Melone in einen schönen, vergoldeten Wagen verwandelt. Dann durchsuchte sie die Mäusefalle und fand sechs lebendige Mäuse darin. Sie befahl Aschenbrödel, das Thürchen aufzuziehen, und jeder Maus, die herauslief, gab sie einen Schlag mit dem Zauberstabe, und augenblicklich war jede Maus in einen schönen Apfelschimmel verwandelt. Nun wußten sie aber nicht, wo sie einen Kutscher herbekommen wollten. Ich will sehen,

sagte Aschenbrödel, ob sich etwa eine Ratte in der Rattenfalle gefangen hat; da wollen wir einen Kutscher daraus machen. — Du hast Recht, sagte die Pathe, geh' hin, sieh' zu... Aschenbrödel brachte ihr die Rattenfalle, und es waren drei große Ratten drinn. Die Fee nahm die mit dem größten Barte, und nachdem sie sie berührt hatte, ward ein dicker Kutscher daraus, der einen schönen großen Schnurrbart hatte... Ferner sagte die Pathe: geh' noch einmal in den Garten; da wirst du hinter der Gießkanne sechs Eidechsen finden, die bringe heran. Sie brachte sie und ihre Pathe verwandelte sie in sechs Laquaien, die mit ihren schönen goldbesetzten Röcken hinten auf den Wagen traten, als wenn sie Zeit ihres Lebens nichts anders gethan hätten. Nun sagte die Fee zu Aschenbrödel: sieh', nun hast du alles, was du brauchst, um zum Balle zu fahren. — Ja, sagte diese, kann ich denn so in diesem Petermannskittel hingehen? Ihre Pathe rührte sie nur mit ihrem Zauberstabe an, und augenblicklich wurden die kostbarsten Kleider daraus, mit Gold durchwirkt und mit Edelsteinen besetzt. Endlich gab sie ihr auch ein Paar allerliebste Glas-Pantöffelchen. So ausstaffirt stieg sie in den Wagen; aber ihre Pathe gab ihr noch die gute Lehre, ja nicht über Mitternacht auf dem Balle zu bleiben; denn wenn sie einen Augenblick länger bliebe, so würde ihr Wagen wieder zur Melone, ihre Pferde zu Mäusen, ihre Laquaien zu Eidechsen und ihre schönen Kleider zu einem Petermannskittel werden. Sie versprach ihrer Pathe, vor Mitternacht gewiß weg zu gehen. Die Kutsche fuhr fort und Aschenbrödel kannte sich nicht vor Vergnügen. Als sie an das Schloß kam, meldete man dem Prinzen, es halte unten eine vornehme Dame, die Niemand kenne. Der Prinz ging selbst hinab, hob sie aus dem Wagen und führte sie in den

Tanzsaal. Alles schwieg bei ihrem Eintritt, die Tänzer hörten auf zu tanzen und die Musikanten zu spielen; denn aller Augen waren auf die schöne Unbekannte geheftet. Ein dumpfes Gemurmel erhob sich im ganzen Saale: Ach! wie schön sie ist! wie schön sie ist! Selbst der König, der doch schon sehr alt war, betrachtete sie durch die Lorgnette, und sagte leise zur Königin, er habe in langer Zeit kein so schönes und so liebenswürdiges Mädchen gesehen. Die Damen betrachteten mit großer Aufmerksamkeit ihre Koiffüre und ihre Kleider, um sich den andern Tag ebenso anzukleiden. Der Prinz setzte sie oben an und dann tanzte er selbst mit ihr vor. Sie tanzte mit so vielem Anstande, daß man sie noch mehr bewunderte. Hierauf ging man zur Tafel, welche prächtig servirt war: aber der Prinz aß keinen Bissen, denn er betrachtete die schöne Unbekannte ohn Unterlaß. Sie setzte sich neben ihre Schwestern, denen sie viel Artigkeiten sagte, gab ihnen von den Citronen und Orangen, die sie von dem Prinzen bekommen hatte, und setzte sie dadurch in große Verwunderung, denn sie kannten sie nicht. Mitten im Gespräche hörte Aschenbrödel drei Viertel auf zwölf schlagen, stand schnell auf, machte der Gesellschaft eine Verbeugung und eilte davon. Als sie zu Hause angekommen war, ging sie gleich zu ihrer Pathe, dankte ihr und äußerte zugleich den Wunsch, morgen wieder auf den Ball zu gehen, weil der Prinz sie dazu eingeladen hätte. Während sie ihrer Pathe erzählte, was auf dem Balle vorgegangen war, klopften ihre beiden Schwestern an die Thüre und Aschenbrödel machte auf. – Sie sind lange ausgeblieben, sagte sie, gähnte, rieb sich die Augen und dehnte sich, als wenn sie eben erst aufgewacht wäre. – Ja, sagte die eine von ihnen, wenn du mit auf dem Balle gewesen wärst, du würdest

wahrlich keine Langeweile gehabt haben. Es kam eine schöne Prinzessin hin; die war sehr höflich gegen uns und beschenkte uns mit Orangen und Citronen. Aschenbrödel frug, wie die Prinzessin heiße; aber sie sagten, man wisse es nicht, und der Sohn des Königs wäre darüber in Verlegenheit, und würde alles in der Welt darum geben, zu erfahren, wer sie wäre. Aschenbrödel frug lächelnd: War sie denn so gar schön? Wie glücklich sind Sie nicht, daß Sie sie gesehen haben! Ach! Fräulein Adelheid, borgen Sie mir doch morgen ihr gelbes Kleid, das Sie auf Alltag anziehen... I nu ja, sagte Adelheid, das stünde mir an. Dir meine Kleider borgen! Ich glaube, du bist nicht wohl gescheit! Aschenbrödel erwartete dieß, und war sehr froh darüber; denn sie würde in große Verlegenheit gerathen seyn, wenn ihre Schwester ihr das Kleid hätte borgen wollen. Den andern Tag fuhren die beiden Fräulein wieder zum Ball und Aschenbrödel nach ihnen auch, und zwar noch schöner geputzt als das erstemal. Der Prinz war ihr immer zur Seite und sagte ihr eine Menge Schmeicheleien, wobei Aschenbrödel keine Langeweile hatte, so daß sie darüber beinahe die Warnung ihrer Pathe vergessen hätte, denn der erste Schlag von zwölf Uhr schlug, als sie glaubte es wäre erst eilf Uhr. Sie stand auf und eilte davon, flüchtiger als ein Reh. Der Prinz folgte ihr nach, ohne sie einholen zu können: aber da sie einen von ihren Glas-Pantöffelchen verlor, so hob er ihn sorgfältig auf. Aschenbrödel kam ganz außer Athem nach Hause, ohne Wagen, ohne Laquaien, mit ihren alten Kleidern, und von ihrer ganzen Herrlichkeit war ihr nichts geblieben als der eine Pantoffel. Man hielt Nachfrage bei der Thorwache, ob sie nicht eine Prinzessin hätte aus dem Schlosse gehen sehen? Sie sagte aber, es sey Niemand

herausgegangen als ein Mädchen in schlechter Kleidung, die eher wie eine Bäuerin als eine Prinzessin ausgesehen hätte. Als die beiden Schwestern vom Balle nach Hause kamen, frug sie Aschenbrödel, ob sie sich heute wieder so gut amusirt hätten, und ob die schöne Dame auch da gewesen wäre. Ja, erwiederten diese, aber sie wäre mit dem Glockenschlag Zwölf fortgegangen und so eilfertig, daß sie einen allerliebsten kleinen Pantoffel von Glas verloren hätte. Der Prinz hätte ihn aufgehoben und ihn den ganzen Ball über betrachtet; es wäre nichts gewisser, als daß er in die schöne Dame, welcher der Pantoffel gehörte, verliebt sey. Daran sagten sie nun keine Unwahrheit; denn wenige Tage darauf ließ der Prinz unter Trompeten- und Paukenschalle bekannt machen, daß er das Frauenzimmer heirathen wolle, deren Fuß in diesen Pantoffel passe. Man probirte ihn zuerst den königlichen Prinzessinnen an, dann den Herzoginnen, dann dem ganzen Hofe, aber das war alles umsonst. Man brachte ihn endlich auch den beiden Schwestern, die sich alle mögliche Mühe gaben, um den Fuß hineinzubringen, aber kaum die große Zehe hineinbrachten. Aschenbrödel, die ihnen zusah und den Pantoffel erkannte, sagte endlich lächelnd: ich will doch sehen, ob er mir etwa paßt. Ihre Schwestern lachten sie aus; aber der Cavalier, der die Proben anstellte und das Mädchen sehr schön fand, sagte: es sey nicht mehr als billig, daß sie den Versuch auch mache, da er Befehl habe, allen Frauenzimmern das Pantöffelchen anzuprobiren. Er ließ Aschenbrödel niedersetzen, und siehe da, ihr Füßchen glitt ohne Mühe hinein und der Schuh saß ihr wie angemessen. Man denke sich das Erstaunen der beiden Schwestern und was sie vollends für Augen machten, da Aschenbrödel das andere Pantöffelchen aus der Tasche nahm und es anzog.

In diesem Augenblicke trat die Pathe ins Zimmer, die mit einem Schlage auf Aschenbrödels Kleider sie vollkommen eben so schön machte, als die, in welchen sie auf dem Balle erschienen war.

Jetzt erkannten sie die beiden Schwestern für die Dame des Balls. Sie warfen sich zu ihren Füßen, und baten sie tausendmal wegen der ihr zugefügten Beleidigungen um Verzeihung. Aschenbrödel hob sie auf, umarmte sie und verzieh ihnen von ganzem Herzen. Ja sie bat sie sogar um ihre Freundschaft und Liebe. Man führte sie hierauf zu dem erfreuten Prinzen, der sie schöner als jemals fand, und sie wenige Tage darauf heirathete. Aschenbrödel, welche eben so gut als schön war, ließ ihre Schwestern im Schlosse wohnen, und verheirathete sie an demselben Tage an zwei vornehme Herren vom Hofe.

7.

Ruprecht mit der Kuppe.

Es war einmal eine Königin, die bekam einen Prinz, der so häßlich und ungestalt war, daß man lange nicht wußte, ob er eine menschliche Gestalt hätte oder nicht. Eine Fee, die bei seiner Geburt gegenwärtig war, versicherte indeß, daß er demungeachtet durch seinen Verstand sehr liebenswürdig werden würde, und sie setzte hinzu, daß er vermöge des Geschenks, welches sie ihm verliehen habe, seiner Geliebten dereinst eben soviel Verstand mittheilen könne, als er selbst besäße. Diese Versprechungen beruhigten die arme Königin ein wenig, die sehr bekümmert war, Mutter eines so häßlichen Geschöpfs zu seyn. So bald das Kind zu reden anfing, hatte es tausend allerliebste Einfälle, und es war etwas geistreiches in allem, was es vornahm, so daß man ihn lieb haben mußte. Ich habe vergessen zu sagen, daß er mit einem kleinen Haarbusche auf die Welt kam, daher man ihn nur **Ruprecht mit der Kuppe** nannte; denn Ruprecht war der Familien-Name.

Nach Verlaufe von sieben oder acht Jahren ward die Königin eines benachbarten Reichs mit zwei Prinzessinnin beschenkt. Die erste war schön wie der Tag, und die Königin hatte eine unmäßige Freude darüber. Dieselbe Fee, die bei der Geburt des kleinen Ruprechts mit der Kuppe gegenwärtig gewesen, war auch hier da-

bei, und sagte der Königin, um ihre Freude zu mäßigen, daß die kleine Prinzessin keinen Funken Verstand haben und eben so dumm als schön seyn würde. Dieß war nun der Königin gar nicht recht; aber sie hatte ein weit größeres Herzleid, denn das zweite Kind war außerordentlich häßlich... Lassen Sie sich das nicht so sehr zu Herzen gehen, sagte die Fee zu ihr; der Mangel der Schönheit wird ihrer Tochter auf einer andern Seite ersetzt werden. Sie wird soviel Verstand und Witz bekommen, daß man ihre Häßlichkeit kaum noch bemerken wird. Gott gebe das! versetzte die Königin. Aber könnte man der Aeltesten, die so schön ist, nicht auch zu etwas Verstand verhelfen? — Dieß kann ich nicht, erwiederte die Fee, aber Schönheit kann ich ihr geben, so viel ich will; und auch die Gabe, dem Manne, der ihr Herz gewinnt, ihre Schönheit mitzutheilen.

Die beiden Prinzessinnen wuchsen nun heran und ihre Talente wuchsen mit ihnen. Allenthalben sprach man von der Schönheit der ältesten und dem Verstande der jüngsten. Aber mit dem Alter vermehrten sich auch ihre Fehler. Die jüngste wurde von Tag zu Tage häßlicher und die älteste von Tag zu Tage dümmer. Sie antwortete entweder gar nicht, wenn man sie fragte oder sie sagte etwas Albernes. Sie war dabei so ungeschickt, daß sie nicht vier Tassen auf den Tisch setzen konnte, ohne eine davon zu zerbrechen; und kein Glas Wasser trinken, ohne die Hälfte davon über sich herzugießen. So sehr man auch immer der Schönheit der ältern huldigte, so war dennoch die jüngste immer weit beliebter. Zuerst näherte man sich gewöhnlich der ältesten, um sie zu betrachten und zu bewundern; bald aber schloß man sich an die an, welche den meisten Verstand hatte, um sich an ihren Einfällen und ihren richtigen Bemerkungen zu ergötzen, und so

stand gewöhnlich die älteste bald allein, und alles hatte sich um die jüngste versammelt. So dumm die erstere war, so bemerkte sie dieß doch; und sie hätte gern alle ihre Schönheit darum gegeben, wenn sie nur die Hälfte von dem Verstande ihrer Schwester gehabt hätte. Die Königin, die sonst eine kluge Frau war, konnte sich zuweilen nicht enthalten, ihr ihre Dummheit vorzurücken; und dieß verursachte der armen Prinzessin stets die heftigste Bekümmerniß.

Eines Tages ging sie in den Wald spazieren, um in der Einsamkeit ihr Unglück zu beweinen, als sie einen kleinen, mißgestalteten, aber sehr prächtig gekleideten Mann auf sich zu kommen sah. Es war der Prinz Ruprecht mit der Kuppe, der sich in ihr Bildniß verliebt hatte; — denn allenthalben fand man dieses. — Er hatte das Königreich seines Vaters verlassen, um das Vergnügen zu haben, sie zu sehen und zu sprechen. Welche Freude, da er sie ganz allein antraf! Er näherte sich ihr mit aller erdenklichen Ehrfurcht und Höflichkeit. Da er aber nach den ersten Komplimenten bemerkte, daß sie sehr niedergeschlagen war, sagte er zu ihr: ich begreife nicht, wie eine so schöne Prinzessin so niedergeschlagen seyn kann, als Sie zu seyn scheinen. Ich kann mich zwar rühmen, eine große Menge von schönen Damen gesehen zu haben, aber ich kann aufrichtig versichern, daß keine es wagen dürfte, sich mit ihnen zu messen. — Sie belieben zu scherzen; antwortete die Prinzessin, und schwieg still. Die Schönheit, fuhr Ruprecht fort, ist ein so großer Vorzug, daß man jeden andern Mangel dabei übersehen kann; und da sie jene in einem so hohen Grade besitzen, so begreife ich nicht, was Sie so sehr zu bekümmern im Stande ist... Ach! antwortete die Prinzessin, ich wollte lieber so häßlich seyn als Sie und etwas

mehr Verstand haben; als so schön und so dumm seyn als ich bin. — Man kann seinen Verstand nicht besser zeigen, war die Antwort, als wenn man keinen zu haben glaubt, denn je mehr man hat, desto weniger glaubt man zu besitzen... Ich verstehe das nicht, erwiederte die Prinzessin, aber ich weiß wohl, daß ich dumm bin, und dieß macht mir tödtlichen Kummer. — Wenn Ihr Kummer in weiter nichts besteht, sagte Ruprecht, so kann ich ihm leicht ein Ende machen... Und wie das? fiel die Prinzessin ein... Ich habe das Talent, antwortete jener, der Person, welche ich am meisten liebe, so viel Verstand mitzutheilen als ich will; und da Sie diese Person sind, so hängt es blos von Ihnen ab, so viel Verstand zu bekommen, als Sie wollen, wenn Sie mir versprechen, mich zu heirathen. Die Prinzessin wußte nicht, was sie antworten sollte. — Ich sehe wohl, fuhr Ruprecht fort, daß es Ihnen schwer fällt, in diesen Vorschlag einzuwilligen, und ich wundre mich nicht darüber; aber ich gebe Ihnen ein ganzes Jahr Bedenkzeit, um ihn zu überlegen. Die Prinzessin war einfältig, hatte jedoch ein großes Verlangen, klüger zu werden; sie nahm also den Vorschlag an. — Kaum hatte sie dem Prinzen versprochen, daß sie ihm nach Ablauf eines Jahrs an eben dem Tage ihre Hand geben wollte, als sie eine außerordentliche Veränderung in sich wahrnahm. Sie war ganz anders als vorher; sie fühlte eine außerordentliche Leichtigkeit, alles zu sagen, was sie wollte, und zugleich sehr sinnreich und natürlich. In diesem Augenblicke fing sie mit Ruprecht ein langes Gespräch an, wo sie mit so viel Fertigkeit sprach, daß Ruprecht anfing zu fürchten, er möchte ihr mehr Verstand mitgetheilt haben, als er selbst behalten hätte. Als sie in das Schloß zurückkam, wußte Niemand, was er von dieser plötzlichen und außerordentlichen Veränderung denken sollte. Denn

statt, daß sie sonst lauter verkehrtes Zeug geantwortet hatte, sprach sie jetzt außerordentlich vernünftig und mit vielem Geiste. Man kann denken, wie groß die Freude über diese Veränderung war, an der Jedermann Antheil nahm, ihre jüngste Schwester ausgenommen, welche nun nicht mehr den Vorzug des Geistes hatte, und neben ihrer Schwester eine sehr schlechte Rolle spielte. Der König richtete sich nun in allen Stücken nach ihrem Rathe und hielt oft selbst in ihren Zimmern Sitzung mit den Ministern. Auch verbreitete sich der Ruf von dieser Veränderung sehr geschwind, und fast alle Prinzen der benachbarten Königreiche strömten herbei, bewarben sich um ihre Gunst und hielten um sie an. Aber keiner hatte ihr Verstand genug, und sie hörte sie an, ohne einem von ihnen besonders Hoffnung zu machen. Endlich aber kam ein so mächtiger, reicher, geistvoller und wohlgebildeter Freier, daß sie in der That einige Neigung für ihn faßte. Ihr Vater bemerkte es, und sagte ihr, daß er ihr freien Willen ließe, einen Gemahl zu wählen. Sie dankte dem Könige für seine gütigen Gesinnungen, und bat ihn um die Erlaubniß, sich noch einige Tage bedenken zu dürfen. Ganz zufällig ging sie in den Wald spazieren, wo sie Prinz Ruprecht mit der Kuppe zum erstenmal getroffen hatte, um über ihren Entschluß reiflich nachzudenken. Während sie hier in tiefen Gedanken spazieren ging, hörte sie unter ihren Füßen ein dumpfes Geräusch, als wenn mehrere Personen kämen und gingen. Sie ward aufmerksam und hörte, daß Jemand sagte: bring mir dort den Kessel her. Eine andere Stimme: gib mir die Pfanne. Noch eine andere: lege Holz an das Feuer. Zu gleicher Zeit öffnete sich die Erde, und sie sah unter ihren Füßen eine Art von Küche, worin eine Menge von Köchen, Küchenjungen und andere Bediente mit Zurüstungen

irgend eines Festes beschäftigt waren. Eine Gesellschaft von zwanzig bis dreißig Köchen kam heraus, setzte sich in einer Allee an eine lange Tafel, die Spicknadel in der Hand, und arbeitete nach der Melodie eines Liedchens, das sie zusammen anstimmten. Die Prinzessin erstaunte über das, was sie sah, und frug: was es bedeuten solle? und für wen sie arbeiteten?... Für den Prinzen Ruprecht mit der Kuppe, sagte der angesehenste von der Gesellschaft. Der Prinz hat morgen Hochzeit. — Hierüber erschrack die Prinzessin und besann sich, daß es gerade ein Jahr war, als sie dem Prinzen versprochen hatte, ihn zu heirathen. Sie hatte nicht wieder daran gedacht: denn als sie dieß Versprechen that, war sie noch einfältig und mit ihrem neuen Verstand hatte sie alles vergessen, was im Zustande der Dummheit geschehen war. Sie setzte indessen ihren Spaziergang fort; aber kaum hatte sie dreißig Schritte gethan, als Ruprecht mit der Kuppe vor sie trat, mit allem Stolz und aller Pracht, die einem Prinzen geziemen, der sich vermählen will. Sie sehen, sagte er zu ihr, daß ich mein Wort pünktlich halte; und ich zweifle nicht, daß auch Sie hieher gekommen sind, Ihr Versprechen zu erfüllen und mich zu dem glücklichsten Manne zu machen. — Ich muß Ihnen offenherzig gestehen, versetzte die Prinzessin, daß ich über diesen Punkt noch zu keinem festen Entschlusse gekommen bin, und ich glaube nicht, daß er nach Ihrem Wunsche ausfallen dürfte. — Sie setzen mich in Erstaunen, erwiederte der Prinz. — Ich glaube es Ihnen, war die Antwort, aber Sie wissen, daß ich mich nicht entschließen konnte, Sie zu heirathen, da ich noch dumm war; wie können Sie erwarten, daß ich bei dem Verstande, den Sie mir mitgetheilt haben, und der mich weit besonnener gemacht hat, einen Entschluß fassen werde, den ich damals nicht

fassen konnte? Wohlan, sagte der Prinz, haben Sie, außer meiner Häßlichkeit, noch etwas an mir auszusetzen? sind Sie unzufrieden mit meiner Geburt, meinem Verstande oder meinem Benehmen? — Im geringsten nicht, antwortete die Prinzessin. Alle ihre Eigenschaften verdienen meine Achtung und Liebe... Wenn das ist, fiel ihr Ruprecht ein, so bin ich glücklich: denn es steht in Ihrer Gewalt, mich zu dem liebenswürdigsten Manne zu machen. Denn Sie müssen wissen, daß dieselbe Fee, die mir am Tage meiner Geburt die Gabe verlieh, einer andern Person, die mir gefallen würde, Verstand und Geist mitzutheilen, auch Ihnen das Talent gegeben hat, den Mann, welchen Sie lieben, schön zu machen. Wenn das ist, sagte die Prinzessin, so wünsche ich von ganzem Herzen, daß Sie der liebenswürdigste Prinz von der Welt werden mögen und theile Ihnen die Gabe der Schönheit so sehr mit, als nur irgend in meinen Kräften steht. Kaum hatte die Prinzessin diese Worte ausgesprochen, als Ruprecht schön und liebenswürdig vor ihr stand.

Die Prinzessin versprach ihm nun ihre Hand auf der Stelle, wenn er die Einwilligung ihres Vaters erhalten könnte. Dieser kannte Ruprechten schon als einen Prinzen von großem Verstande, und da er nun noch erfuhr, daß seine Tochter so viele Liebe für ihn hegte, und ihm ihre glückliche Umwandlung zu verdanken hatte, nahm er ihn mit dem größten Vergnügen zu seinem Schwiegersohne an. Die Hochzeit war den andern Tag, so wie es Ruprecht voraus gesehen und lange Zeit vorher angeordnet hatte.

8.

Der kleine Däumling.

Es war einmal ein Holzhauer, der hatte von seiner Frau sieben Knaben, dabei waren drei Zwillinge. Der älteste war zehn und der jüngste noch nicht sieben Jahr. Die guten Leute hatten nun nicht viel zu leben und ihre sieben Kinder wurden ihnen schwer zu erhalten, weil noch keins davon etwas verdienen konnte. Am meisten waren sie darüber bekümmert, daß der jüngste Bube so zärtlich war, und fast gar nicht sprach, und ob dieß gleich ein Zeichen seines Verstandes war, so hielten sie ihn doch für dumm. Es war auch ein gar kleiner Knabe, und da er auf die Welt kam, war er kaum so groß als ein Daumen; darum nannten sie ihn auch nur den kleinen Däumling. Der arme Junge war das Marterholz im Hause, und wenn es etwas gab, so mußte er immer Unrecht haben. Gleichwohl war er der verschlagenste und aufgeweckteste von seinen Brüdern, und wenn er wenig sprach, so hörte er desto aufmerksamer zu. Nun kam ein Mißjahr, es entstand eine Hungersnoth, und die armen Leute dachten auf Mittel, ihre Kinder los zu werden. Als diese eines Abends zu Bette waren, und der Holzhauer mit seiner Frau noch am Feuer saß, sagte er voll Bekümmerniß zu ihr: du siehst, wir können unsere Kinder nicht länger ernähren und ehe ich sie vor meinen Augen will Hungers sterben sehen, so will ich sie lieber morgen im Walde verlassen, denn während sie Reisig suchen, können wir uns heimlich davon machen, ohne daß sie es merken. Ach! ver=

setzte die Frau, kannst du es über das Herz bringen, Mann, dich deiner Kinder zu entschlagen? — Ihr Mann stellte ihr noch einmal die große Armuth vor, in der sie lebten, aber er predigte tauben Ohren; sie wollte nicht einwilligen; denn bei aller Armuth war sie doch ihre Mutter. Da sie aber überlegte, welchen Kummer es ihr machen würde, wenn sie alle Hungers sterben sähe, so willigte sie endlich unter vielen Thränen ein, und ging zu Bette, aber sie konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun. Der kleine Däumling hatte das ganze Gespräch mit angehört; denn da er in seinem Bette merkte, daß seine Eltern etwas Wichtiges sprachen, war er ganz leise aufgestanden und unter den Schemel gekrochen, auf dem sein Vater saß, damit sie ihn nicht sehen sollten. Er legte sich hierauf wieder in's Bett, konnte aber eben so wenig schlafen als seine Mutter, sondern sann die ganze Nacht, was zu thun sey. Ganz früh stand er auf, ging an den Bach und las kleine weiße Kiesel auf, die er in die Tasche steckte, und ging wieder nach Hause. Nun ging die Reise fort und der kleine Däumling sagte seinen Brüdern kein Wort von dem Vorgefallenen. Sie kamen in einen dicken Wald, wo man keine zehn Schritte vor sich sehen konnte. Der Holzhauer hieb Holz, und seine Kinder lasen Reisig auf, um Wellen zu machen. Da ihre Eltern sie so beschäftigt sahen, entfernten sie sich anfänglich ganz sacht, und dann liefen sie auf einem krummen Fußwege aus Leibeskräften weiter. Die Kinder merkten bald, daß sie allein waren, und fingen an zu rufen und zu weinen. Aber der kleine Däumling ließ sie immer rufen, ihm war es gar nicht bange, wie er wieder nach Hause kommen wollte; denn als sie in den Wald gegangen waren, hatte er auf dem ganzen Wege die kleinen weißen Kiesel gestreut, die er in der Tasche hatte. Er sagte daher zu

seinen Brüdern: laßt euch nur nicht bange seyn; unsere Eltern haben uns hier verlassen; aber ich will euch schon wieder nach Hause bringen; folgt mir nur nach. Sie thaten es und er führte sie bis an ihr Haus. Anfänglich wagten sie es nicht, hineinzugehen, sondern setzten sich vor die Thüre, um zu hören, was ihre Eltern zusammen sprächen.

Als der Holzhauer und seine Frau nach Hause gekommen waren, hatte ihnen der Gutsherr zehn Thaler geschickt, die er ihnen seit langer Zeit schuldig war und auf die sie nicht mehr rechneten. Dieß gab ihnen wieder Muth, denn die armen Leute starben fast vor Hunger. Der Holzhauer schickte seine Frau sogleich in die Fleischbank; und da sie in langer Zeit nichts gegessen hatten, so kaufte sie dreimal mehr Fleisch ein, als für zwei Menschen nöthig war. Da sie sich nun satt gegessen hatten, sagte die Frau: Ach! wo werden jetzt unsere armen Kinder seyn? Die könnten sich nun noch satt essen an dem, was uns übrig bleibt. Da bist du nun Schuld daran, Mann; ich habe dir gleich gesagt, daß es uns gereuen würde. Was mögen sie nun jetzt in dem Walde machen? Ach, du lieber Gott, wenn sie nur die Wölfe nicht schon gefressen haben. Du bist doch ein rechter Rabenvater; deine eignen Kinder so im Stiche zu lassen. Der Holzhauer wurde endlich ungeduldig; denn sie sagte ihm noch hundertmal, daß es ihn gereuen würde, und daß sie es vorausgesagt hätte; am Ende drohte er ihr mit Schlägen, wenn sie nicht stille schwiege. Im Grunde that es dem Holzhauer eben so leid als seiner Frau; aber die Frau hörte nicht auf, so laut zu heulen und zu schreien: Ach, daß Gott erbarm! wo sind jetzt meine Kinder, meine armen Kinder? daß diese es an der Thüre hörten und alle auf einmal riefen: da sind wir; da sind wir. — Sie

lief hin, machte die Thüre auf, herzte und küßte sie, und sagte einmal über das andere: wie dank' ich meinem lieben Gott, daß ihr wieder da seyd! Ihr seyd wohl recht müde und habt großen Hunger? Ach! wie hast du dich schmutzig gemacht, Peter! Komm her, ich will dich abwischen.... Peter war der Aelteste, und sie hatte ihn am liebsten, weil er rothe Haare hatte, wie sie auch. Sie setzten sich hierauf zu Tische, aßen mit gutem Appetit, und erzählten ihren Eltern, wie sie sich im Walde gefürchtet hätten, und dabei schrieen sie immer alle auf einmal. Die armen Leute waren sehr froh, daß sie ihre Kinder wieder hatten, und diese Freude dauerte so lange, als die zehn Thaler währten; aber da das Geld verzehrt war, ging die Noth von Neuem an, und sie beschloßen nun wieder ernstlich, ihre Kinder im Stiche zu lassen; und um ihrer Sache gewiß zu seyn, sie noch tiefer in den Wald zu führen, als das erstemal. So leise sie dieß Vorhaben auch abhandelten, so merkte der kleine Däumling es doch, und beschloß, sich wie das erstemal zu helfen. Er stand deßhalb wieder ganz früh auf, um Kieselsteine aufzulesen; aber die Hausthüre war fest zugeschlossen. Er wußte nun nicht, was er machen sollte; aber da ihm seine Mutter das Morgenbrod gab, fiel ihm ein, daß er das Brod statt der Steine brauchen könnte, indem er es stückchenweise auf den Weg streute. Er steckte es also in die Tasche. Ihre Eltern führten sie nun an den dicksten und finstersten Ort des Waldes und gingen dann davon wie das erstemal. Der kleine Däumling bekümmerte sich wenig darum; denn er glaubte mit Hülfe des ausgestreuten Brodes den Weg leicht wieder zu finden; aber er erschrack nicht wenig, als er kein Krümchen mehr fand; denn die Vögel hatten alles aufgefressen. Nun waren sie in großer Noth, denn sie verirrten sich

und kamen immer tiefer in den Wald; endlich wurde es gar Nacht und es erhob sich ein Sturm, der ihnen Angst und bange machte. Von allen Seiten glaubten sie das Heulen der Wölfe zu hören, die sie fressen wollten. Dann kam ein starker Platzregen, der sie bis auf die Haut durchnäßte; bei jedem Schritt glitten sie aus und fielen in den Koth. Der kleine Däumling stieg endlich auf einen Baum, um sich umzusehen; und nachdem er lange umhergeschaut hatte, erblickte er endlich einen schwachen Schein, wie von einer Lampe; aber das war noch weit, weit vom Walde. Er stieg wieder vom Baume herab, und da er auf die Erde kam, sah er nichts mehr. Da war nun guter Rath theuer. Indeß marschirte er mit seinen Brüdern immer drauf los, nach der Gegend zu, wo er das Licht gesehen hatte; endlich kamen sie aus dem Walde heraus und erblickten das Licht wieder. Sie kamen an das Haus, in dem das Licht war, aber mit Zittern und Zagen. Sie klopften an, eine Frau machte auf und fragte, was sie wollten. Der kleine Däumling antwortete, sie wären arme Kinder, die sich im Walde verirrt hätten, und bäten um ein Nachtlager. Da die Frau sah, daß es lauter hübsche Kinder waren, fing sie an zu weinen und sagte: ach, ihr armen Kinder, wo seyd ihr hingerathen. Wißt ihr wohl, daß dieses Haus einem Popanze gehört, der die kleinen Kinder frißt? Das fuhr den Kindern eiskalt über den Leib und sie zitterten und bebten. Ach! sagte der kleine Däumling, liebe Mutter, was sollen wir in aller Welt anfangen? Wenn ihr uns nicht aufnehmt, so fressen uns die Wölfe ganz gewiß noch diese Nacht; und da wollen wir doch lieber von dem Popanz gefressen seyn. Vielleicht erbarmt er sich unser, wenn Sie ihn recht schön darum bitten.... Die Frau hoffte sie bis an den andern Morgen wenigstens vor

ihrem Manne zu verbergen, ließ sie hinein, und setzte sie um's Feuer herum, welches lichterloh brannte; denn es steckte ein ganzer Schöps am Bratspieße zum Abendessen für den Popanz. Sie waren kaum wieder ein wenig aufgethaut, als sie drei oder viermal tüchtig an die Thüre schlagen hörten; es war der Popanz, der wieder nach Hause kam. Da steckte die Frau die Kinder geschwind unter das Bett und dann lief sie und machte die Thüre auf. Der Popanz trat hinein; seine erste Frage war, ob das Abendessen fertig wäre und ob sie den Wein abgezogen hätte; dann setzte er sich gleich zu Tisch. Der Schöps war noch halb roh; aber das war ihm eben recht und er schmeckte ihm nur desto besser. Darauf schnupperte er rund um sich her; Frau, sagte er, ich rieche Menschen-Fleisch. Ach, sagte die Frau, es wird das Kalb seyn, das ich eben ausgeweidet habe.... Ich rieche frisches Menschen-Fleisch, sag' ich dir, sagte der Popanz noch einmal, und sah seine Frau grimmig dazu an. Bei diesen Worten stand er auf und ging gerade auf das Bett los.... Aha, sagte er, du denkst mich anzuführen, du Wetter-Hexe. Ich werde kurzes Federlesen machen, dich zuerst fressen und die Jungen hintendrein. Ei, hätte ich doch nicht gedacht, daß ich so delikates Wildpret finden würde; das kömmt mir eben recht, um drei von meinen guten Freunden damit zu traktiren, die mich in kurzem besuchen werden. Dabei zog er einen nach dem andern unter dem Bette vor. Die armen Kinder fielen auf die Kniee und baten um Gnade; aber sie wußten nicht, daß sie gerade an den allerunbarmherzigsten Popanz gekommen waren, der sie schon mit den Augen verschlang und zu seiner Frau sagte, wenn sie da eine gute Brühe daran machte, so würde es eine leckre Mahlzeit geben. Er ging auch schon hin und holte ein großes Messer, um sie ab-

zuschlachten, und wetzte es auf einem großen Steine, den er in der linken Hand hielt. Als er eben einen angepackt hatte, sagte seine Frau zu ihm: Was willst du ihn denn noch so spät abschlachten? Hast du denn nicht morgen noch Zeit genug dazu? — Halt's Maul, antwortete der Popanz, was gehen dich die Krabben an! — Aber du hast ja noch Fleisch die Menge, erwiederte die Frau; ein Kalb, zwei Schöpse und ein halbes Schwein.... Du hast recht, antwortete der Popanz, füttere sie nur gut, damit sie fett werden, und dann laß sie zu Bette legen. Die gute Frau war darüber sehr vergnügt. Sie gab ihnen tüchtig zu essen; aber sie konnten vor Angst nichts hinunterbringen. Der Popanz hielt sich seiner Seits an den Wein und freute sich innerlich, daß ihm der Himmel eine so gute Mahlzeit für seine Freunde bescheert hatte. Er trank ein Dutzend Becher mehr als gewöhnlich; der Wein stieg ihm in den Kopf und er mußte sich zu Bette legen.

Der Popanz hatte sieben Töchter, die noch klein waren. Sie waren alle rund und fett, denn sie aßen auch rohes Fleisch wie ihr Vater; aber sie hatten kleine, runde, graue Augen, gebogene Nasen und große Mäuler, mit langen, scharfen Zähnen, die weit auseinander standen. Sehr schlimm waren sie eben noch nicht; aber sie versprachen alles mögliche, denn sie bissen schon die kleinen Kinder, um ihnen das Blut auszusaugen. Sie waren bei Zeiten schlafen gegangen und lagen alle in einem großen Bette, und jede hatte eine goldne Krone auf dem Kopfe. In derselben Kammer stand noch ein anderes Bett von derselben Größe. In dieß Bett brachte die Frau die sieben Knaben und legte sich dann selbst zu ihrem Manne. Der kleine Däumling, der gleich gesehen hatte, daß die kleinen Popanzchen goldne Kronen auf den

Köpfen hatten, und dem bange war, es möchte dem Popanze gereuen, sie nicht noch den Abend abgeschlachtet zu haben, stand um Mitternacht auf, setzte den sieben Mädchen seine und seiner Brüder Mützen auf, und nahm ihnen dafür die Kronen ab, und setzte sie sich und seinen Brüdern auf, damit der Popanz sie für seine Töchter, und diese für die Knaben halten möchte, die er schlachten wollte. Es ging gerade so, wie er sich's eingebildet hatte. Der Popanz war um Mitternacht aufgewacht und es hatte ihn gereut, die Exekution bis auf den andern Tag aufgeschoben zu haben. Er sprang also aus dem Bette, nahm sein großes Messer und sagte: ich will doch sehen, was die jungen Herren oben machen. Dießmal soll's gewiß das letztemal seyn ..... Er tappte die Treppe hinauf und kam in die Kammer, wo seine Mädchen schliefen. Darauf ging er an das Bett, wo die Knaben lagen und schnarchten. Nur der kleine Däumling schlief nicht, sondern fühlte gar wohl, wie ihm der Popanz auf dem Kopfe herum tappte, so wie er auch seinen Brüdern that. Da der Popanz die Kronen fühlte, sagte er: nun da hätt' ich einen schönen Streich machen können. Ich merke wohl, daß ich gestern Abend über den Durst getrunken habe. Dann ging er an seiner Töchter Bett, und da er hier die Mützen fühlte, sagte er: da sind sie ja, die kleinen Bälge. Nun, frisch an's Werk... Bei diesen Worten schnitt er seinen sieben Töchtern die Kehlen ab, und als er damit fertig war, legte er sich gutes Muths wieder in's Bett. Als ihn der kleine Däumling schnarchen hörte, weckte er geschwind seine Brüder auf und sagte ihnen, sie sollten sich schnell anziehen und ihm folgen. Sie thaten es, schlichen ganz sacht hinab in den Garten und sprangen über die Mauer. Dann liefen sie die ganze Nacht unter Zittern und Zagen, ohne zu wissen, wohin....

Den andern Morgen wachte der Popanz auf und sagte zu seiner Frau: geh' hinauf und mache die kleinen Buben zurechte. Die Frau wußte gar nicht, was sie davon denken sollte; denn sie glaubte nicht anders, als sie sollte sie anziehen. Sie ging also hinauf und war beinahe des Todes, da sie ihre sieben Töchter im Blute schwimmen sah. Sie fiel in Ohnmacht; denn das ist immer das erste, was die Weiber thun, wenn sie nichts bessers wissen. Der Popanz ging ihr nach, um ihr zu helfen, damit sie nicht zu lange trödeln sollte, aber er erschrack eben so sehr als seine Frau bei dem Anblicke seiner geschlachteten Töchter. — Ach! schrie er, was hab' ich da gethan! Aber ich will sie dafür belohnen, die Schurken! — Er goß hierauf seiner Frau einen Eimer Wasser in's Gesicht, wodurch sie wieder zu sich kam; dann sagte er zu ihr: hole mir gleich meine Sieben-Meilen-Stiefeln, ich will sie schon einholen. Er machte sich auf den Weg; marschirte bald da bald dort hin, und kam endlich auf die Straße, welche die armen Kinder zogen, die nur noch hundert Schritte von ihres Vaters Hause entfernt waren. Sie sahen den Popanz von Ferne, der über die breitesten Ströme wegschritt, als wenn es Bäche wären. Der kleine Däumling ward zum Glücke einen hohlen Felsen in der Nähe gewahr, unter den er mit seinen sechs Brüdern kroch und beobachtete, was der Popanz anfangen würde. Dieser war von dem langen unnützen Laufen so müde, daß er ein wenig ausruhen mußte; und durch ein sonderbares Ungefähr setzte er sich gerade auf den Felsen, unter welchen die Knaben sich versteckt hatten, nieder. Vor großer Mattigkeit schlief er bald darauf ein und fing so erschrecklich an zu schnarchen, daß den armen Kindern eben so bange wurde, als den Tag, da er ihnen das Messer an die Kehle setzte. Der kleine Däumling hatte

am wenigsten Angst, und sagte seinen Brüdern, sie sollten nur nach Hause gehen, während der Popanz schliefe, und seinetwegen unbekümmert seyn. Sie folgten seinem Rath und eilten in's Haus. Der kleine Däumling aber kroch aus seiner Höhle heraus, schlich sich auf den Zehen zu dem Popanze hin, zog ihm ganz sacht die Stiefel von den Beinen und zog sie selbst an. Die Stiefel waren zwar sehr groß und weit; aber da sie bezaubert waren, so konnte sie Jedermann anziehen und sie paßten gleich an jeden Fuß, und so saßen sie auch dem kleinen Däumling, als wenn sie ihm angemessen wären. Er ging schnurgerade in des Popanz Haus, wo er die Frau bei ihren todten Kindern in Thränen fand.... Euer Mann, hob der kleine Däumling an, ist in großer Gefahr. Räuber haben ihn überfallen, und drohen ihm das Leben zu nehmen, wenn er nicht all sein Gold und Silber herausgibt. Da sie ihm eben das Messer an die Kehle setzten, wurde er mich gewahr, und bat mich, euch diese Nachricht zu bringen, und mir alles von euch geben zu lassen, was er von Geld und Geldes Werth besitzt; sonst werden sie ihn ohne alle Barmherzigkeit todtschlagen. Da die Sache keinen Aufschub litt, hat er mir seine Sieben-Meilen-Stiefeln gegeben, wie ihr seht, um geschwinder vom Flecke zu kommen. — Die gute Frau gab ihm im ersten Schrecken alles, was sie hatte; denn sie hatte ihren Mann lieb, ob er gleich die kleinen Kinder fraß; der kleine Däumling aber kam mit Reichthümern beladen in seines Vaters Hause an und ward mit offenen Armen aufgenommen. Er theilte gutmüthig der ganzen Familie von seinen Reichthümern mit, kaufte seinem Vater und jedem seiner Brüder eine einträgliche Stelle, heirathete ein sehr schönes kluges Mädchen und zeigt noch heutigen Tages jedem die Sieben-Meilen-Stiefeln, der ihn besucht.

9.

Geschichte
der
Prinzessin Schöngestirn
und des
Prinzen Vielgeliebt.

Es war einmal eine Prinzessin, welcher von allen ihren Schätzen nichts übrig geblieben war, als ein Baldachin von Sammt mit Perlen gestickt, und ein Messerbesteck mit Gold und Edelsteinen. Beide Stücke suchte sie so lang als möglich zu erhalten, aber ihre große Dürftigkeit zwang sie bisweilen, hier eine Perle und dort einen Diamant zu verkaufen. Sie war Wittwe und hatte noch drei Töchter zu ernähren, die sehr jung und außerordentlich liebenswürdig waren. Sie sah wohl ein, daß wenn sie ihnen eine vornehme Erziehung gäbe, sie in der Folge nicht im Stande wären, diese Lebensart fortzusetzen. Sie entschloß sich also, den Rest ihrer Möbeln zu verkaufen, und mit ihren drei Töchtern weit weg zu ziehen. Sie packte auch richtig ein und reiste ab. Der Weg ging durch einen berüchtigten Wald; in diesem wurde sie von Räubern angefallen, die ihr auch das Wenige nahmen, was sie noch übrig behalten hatte. Die arme Prinzessin sah sich nun in die Nothwendigkeit versetzt, ihr Brod mit ihrer Hände Arbeit zu verdienen

oder Hungers zu sterben. Sie hatte in besseren Zeiten gern etwas Gutes gegessen und war daher mit dem Kochen nicht unbekannt. Sie etablirte sich also in einem artigen Häuschen, nahe bei einer großen Stadt, legte sich auf's Kochen, und machte so vortreffliche Pasteten und Brühen, daß alle Welt von diesen haben wollte. Indessen wuchsen ihre drei Töchter heran und wurden von Tag zu Tag schöner. Aber fast Niemand bekam sie zu sehen; denn ihre Mutter hielt sie fast immer in einer Kammer eingesperrt.

An einem schönen Sommertag kam ein kleines altes Weibchen zu ihnen, die krumm und gebückt an einer Krücke einher hinkte und sehr ermüdet schien. Bereitet mir etwas Gutes zu essen, sagte sie: ich will mir vor meinem Ende noch etwas zu Gute thun; hierauf nahm sie einen Stuhl, setzte sich an den Herd und trieb die Prinzessin zu eilen. Da diese nicht allein fertig werden konnte, rief sie ihre Töchter herunter. Die älteste hieß Rothköpfchen, die zweite Braunchen, und die jüngste Blondchen; so hatte sie ihre Mutter nach der Farbe ihrer Haare genannt. Sie waren wie Bauermädchen gekleidet, in rothe Mieder und kurze grüne Röckchen. Die jüngste war die schönste und einnehmendste. Die Mutter vertheilte die Arbeit unter sie, und in wenigen Augenblicken hatten sie der Alten einen Tisch gedeckt, und trugen ihr auf wie einer Königin. Diese ließ es sich auch vortrefflich schmecken, aß mit großem Appetit, trank ein Glas Wein nach dem andern aus, und sprach dabei mit vielem Verstand und Witz.

Nach geendigter Mahlzeit stand die Alte auf und sagte zu der Prinzessin: Meine gute Frau, wenn ich Geld hätte, so wollte ich sie mit Vergnügen bezahlen; aber ich bin arm, und habe auf ihre Güte gerechnet, aber ich

verspreche ihr bessere Kunden zu schicken als ich bin. — Die Prinzessin antwortete lächelnd: Meine gute Mutter, mache sie sich darüber keine Unruhe; ich habe sie mit Vergnügen bewirthet... und wenn sie diesen Abend mit uns vorlieb nehmen will, fiel Blondchen ein, so wollen wir es noch besser machen. Ich freue mich von Herzen, versetzte die Alte, so gutherzige Leute gefunden zu haben. Der Himmel wird es euch vergelten, und der erste Wunsch, den ihr thut, ohne an mich zu denken, soll in Erfüllung gehen. — Mit diesen Worten verschwand sie, und ließ ihnen keinen Zweifel übrig, daß sie mit einer Fee zu thun gehabt hätten.

Dieser Vorfall beschäftigte sie lange Zeit. Fünf oder sechs Monate verstrichen, ohne daß sie von etwas anderm sprachen als von der Fee, und so oft sie sich etwas wünschten, dachten sie an sie. Eines Tages, als der König auf die Jagd ging, kam er vor dem Hause der Prinzessin vorbei und es fiel ihm ein, selbst die Brühen dieser berühmten Köchin zu kosten. Er kehrte also bei ihr ein; und da die drei Schwestern, welche eben Erdbeeren im Garten pflückten, vernahmen, daß der König in ihrem Hause sey, sagte Rothköpschen: ach, wenn ich so glücklich wäre, den Admiral zu heirathen; ich glaube, ich wollte ihm so viel spinnen, daß er kein einziges Tau auf alle seine Schiffe zu kaufen brauchte. — Und wenn mir das Glück günstig wäre, sagte Braunchen, so möchte ich des Königs Bruder heirathen; ich wollte ihm so viel Spitzen machen, daß er alles in seinem Hause damit besetzen könnte. — Und wenn mich der König zur Frau nähme, sagte Blondchen, so wollte ich nach neun Monaten zwei schöne Prinzen und ein Mädchen mit langen blonden Locken haben, die einen goldnen Stern in ihren Haaren, und ein goldnes Band um ihren Hals tragen sollten.

Einer von dem Gefolge des Königs hatte sich in den Garten geschlichen, und das Gespräch der drei schönen Kinder mit angehört. Er erzählte es dem Könige wieder, welcher herzlich darüber lachte, und die Mädchen vor ihn zu bringen befahl.

Sie erschienen sogleich und näherten sich ihm mit unbeschreiblichem Anstand, Grazie und Bescheidenheit. Er fragte sie: ob es wahr wäre, daß sie sich Männer gewünscht hätten? und da sie errötheten und nicht antworten wollten, drang er in sie, es zu gestehen, und sie gestanden es endlich. — Ich weiß nicht, sagte der König nach einigem Nachdenken, welche unsichtbare Macht auf mich wirkt, aber es ist mir, als könnte ich nicht von hier wegkommen, ohne das schöne Blondchen zu heirathen. — Und ich, fiel der Bruder des Königs ein, bitte um die Erlaubniß, Braunchen heirathen zu dürfen. — Und wenn Ew. Majestät mir eine Gnade erzeigen wollen, sagte der Admiral, so lassen Sie mich Rothköpfchen zur Frau nehmen.

Der König gestand diese Bitten mit Freuden zu und bat nun die Mutter, in aller Namen, um ihre Einwilligung. Sie antwortete, wie man denken kann, daß sie kein größres Glück verlange, als ihre Töchter auf eine so vortheilhafte Weise zu verheirathen. Der König umarmte sie; und der Prinz und der Admiral thaten desgleichen.

Als die Zeit des Mittagessens kam, stieg aus dem Kamin eine Tafel mit sieben goldnen Couverts und allem, was zu einem ausgesuchten Gastmahl erforderlich war. An der Seite des Zimmers stellte sich ein Schenktisch mit den schönsten goldnen und krystallenen Gefäßen auf. Ein Schwarm von Bienen erschien in gläsernen Bienenkörben und ließ den Saal von einer lieblichen Musik

ertönen. In kurzem war der ganze Saal mit Mücken, Hummeln und Wespen angefüllt, die den König mit einer übernatürlichen Geschicklichkeit bedienten. Der Prinzessin und ihren Töchtern ward es nicht schwer, die Ursache dieses Wunders zu errathen. Sie sahen, daß die Fee ihr Versprechen hielt, und segneten die Stunde, in der sie in ihr Haus getreten war.

Nach aufgehobener Tafel sagte der König: nun laßt uns dieses Fest damit beschließen, womit es hätte anfangen sollen; bei diesen Worten zog er einen Ring vom Finger und steckte ihm Blondchen an. Sein Bruder und der Admiral thaten ein Gleiches bei ihren Schönen. Die Bienen verdoppelten ihren Gesang. Man tanzte, man war lustig und guter Dinge. So wohl war es den drei guten Mädchen noch nicht gegangen. Vorzüglich bezeigten die Höflinge der Braut des Königs und seines Bruders sehr viel Achtung und Unterwürfigkeit. Weniger Umstände machten sie mit der Braut des Admirals, und diese bemerkte es, als die Aelteste, nicht ohne Empfindlichkeit.

Der König schickte seinen Stallmeister ab, theils um seiner Mutter von diesem Abenteuer Nachricht zu geben, theils um einige Staats-Karossen zu schicken, in denen seine Braut und ihre Schwestern in die Stadt fahren könnten. Die Königin-Mutter war eine sehr heftige Frau. Als sie erfuhr, daß sich ihre Söhne ohne ihre Einwilligung mit gemeinen Mädchen verheirathet hatten, gerieth sie in einen Zorn, der den ganzen Hof in Schrecken setzte. Sie fragte den Stallmeister, was den König nur in aller Welt zu einer so unwürdigen und übereilten Handlung hätte bewegen können? die Hoffnung, in neun Monaten zwei Söhne und eine Tochter zu bekommen; antwortete der Stallmeister. Diese Kinder werden mit langen blonden

Locken, einem goldnen Stern auf dem Haupte, und goldnen Halsbändern geboren werden. — Die Königin versicherte, ihr Sohn habe den Verstand verloren.

Unterdessen kamen die Karossen vor dem Hause der Prinzessin an. Der König bat seine Schwiegermutter ihm zu folgen, und versprach ihr, daß ihr alle nur mögliche Achtung am Hofe erzeigt werden sollte. Aber sie schlug es ihm ab. Ich habe die Welt allzu gut kennen lernen, antwortete sie, um der Ruhe zu entsagen, die ich mit so vieler Mühe errungen habe. Der König drang noch einigemal in sie: aber sie führte ihm so viele Gründe an, und schien so fest entschlossen, ihre Einsamkeit nicht zu verlassen, daß er genöthigt war, ihrem Willen nachzugeben.

Während der König seiner Schwiegermutter zuredete, hatte die Admiralin die schönen Geschirre vom Schenktisch genommen und sie in ihren Wagen gepackt. Aber die Fee, welche alles sah, ohne von Jemand gesehen zu werden, verwandelte sie in irdene Krüge; und als sie nach Hause kam und ihre Schätze auspacken wollte, fand sie nichts, was der Mühe werth gewesen wäre.

Der König und die Königin umarmten die gute Mutter mit der größten Zärtlichkeit, und versicherten sie, daß sie ihr ja keinen ihrer Wünsche verhehlen möchte; hierauf verließen sie ihre Wohnung, und kamen unter dem Schall von Trompeten und Pauken in der Stadt an. Man hatte der Königin=Mutter gerathen, ihre üble Laune zu verbergen, weil der König sonst ungnädig werden möchte; sie that sich also alle mögliche Gewalt an, freundlich gegen ihre beiden Schwiegertöchter zu seyn, schenkte ihnen Edelsteine und Perlen, und überhäufte sie mit Lobeserhebungen, sie mochten thun, was sie wollten.

Diese Freundschaft war nicht sehr aufrichtig, und die Hofleute waren fein genug, um zu merken, daß die alte Königin bei Gelegenheit nicht unterlassen würde, ihren wahren Gesinnungen gemäß zu handeln. Blondchen und Braunchen lebten auf einem sehr vertrauten Fuß zusammen; aber Rothköpfchen glühte vor Eifersucht, wenn sie bedachte, daß ihre jüngern Schwestern reicher und vornehmer waren als sie. Diese Gesinnungen machten sie unvermerkt der Königin-Mutter zur Freundin.

Unglücklicherweise brach um diese Zeit ein Krieg aus, der den König aus den Armen seiner Gemahlin riß. Sie hatte ihn um die Erlaubniß gebeten, mit Braunchen zu ihrer Mutter auf's Land zu gehen. Er hatte es ihr abgeschlagen, und ihr versichert, seine Mutter würde alles mögliche für sie thun. In der That hatte er diese auf das inständigste ersucht, sich seiner Gemahlin auf's Beste anzunehmen. Die alte Königin versprach alles; aber in ihrem Herzen sann sie auf Rache. Der König reiste ab, und noch vor seiner Rückkehr ward seine Frau, ihrem Wunsche gemäß mit drei Kindern beschenkt, vollkommen so, wie sie erwartet hatte. Auch Braunchen bekam einen schönen Prinzen, starb aber leider denselben Tag.

Die Eifersucht der Admiralin gewann durch das Glück ihrer jüngsten Schwester neue Stärke. Drei so schöne Kinder auf einmal mußten die Liebe des Königs nur noch vermehren und ihrer Schwester noch größere Gewalt über sein Herz und noch mehr Ansehen am Hofe geben. Sie beschloß, ihrer Wuth alles aufzuopfern und mit der alten Königin gemeinschaftliche Sache zu machen. Sie begab sich auf der Stelle zu ihr und sprach: Wär' es nicht am besten, diese drei Kinder mit guter Art aus der Welt zu schaffen? — Ach! meine liebe Admiralin, antwortete die Königin und umarmte sie, wie freu ich

mich über dein gutes Herz, und daß du so großen Antheil an meinem gerechten Unwillen nimmst. Ich bin schon vorhin auf diese Idee gerathen; um desto angenehmer ist es mir, daß du denselben Plan hast, und mir hülfreiche Hand zu leisten versprichst. Aber ich muß gestehen, ich bin noch in einiger Verlegenheit, wie wir es angreifen sollen. — Seyn Sie darüber ganz außer Sorgen, erwiederte Rothköpfchen. Meine Hündin hat gerade drei Junge geworfen, deren jedes einen Stern auf dem Kopf und eine Art von Kette um den Hals hat. Wir wollen der Königin, die ihre Kinder noch nicht gesehen hat, weiß machen, sie wäre mit diesen Hunden von der Fee beschenkt worden, ihre wirklichen Kinder und den Sohn der Prinzessin wollen wir schon bei Seite schaffen.

Allerliebst! rief die Königin aus, meine Hofdame hat schon Befehl, die Kinder fortzubringen, nun müßten wir nur die Hündchen haben. — Ich habe sie aus Vorsorge mitgebracht, antwortete jene, und holte sie aus ihrer Tasche heraus. Wir wollen sie einwickeln und sie dann meiner Schwester sehen lassen. — Dieß geschah; die Hunde wurden gewickelt, in einen Korb gelegt, und in das Zimmer der Königin getragen.

Die arme Königin war beinahe des Todes vor Schrecken, als sie die drei Hunde mit allen den Zeichen sah, die sie an ihren Kindern erwartet hatte. Sie fing bitterlich an zu weinen; wendete sich hierauf zu ihrer Schwiegermutter und sagte: Ach! Madam, vermehren Sie meinen Kummer nicht noch durch ihre Vorwürfe. Hätte mich doch lieber der Tod hinweggerafft, ehe ich die Schmach erlebt hätte, Mutter von solchen Ungeheuern zu seyn! Ach! was wird mein Gemahl sagen? wie wird er mich hassen! wie wird er mich verabscheuen!.. Seufzer und Thränen erstickten ihre Worte; sie konnte nicht weiter

sprechen. Die Königin-Mutter aber fuhr fort, sie mit Vorwürfen zu überhäufen und ihres Unglücks zu spotten.

Endlich ging die Alte weg und Blondchen blieb mit ihrer Schwester allein. Gib dich doch zufrieden, sagte Rothköpfchen; du bist nicht die erste, der so etwas begegnet. Man sieht wohl, es ist dieß ein Streich, den dir die alte Fee spielt, die uns Wunderdinge versprach und nichts gehalten hat. Aber ich rathe dir, die Rückkunft des Königs nicht abzuwarten, sondern mit deinen drei Bälgen auf's Land zu deiner Mutter zu gehen. Die Königin war nicht im Stande zu antworten. Sie verhüllte ihr Gesicht und weinte.

Ihre Schwiegermutter hatte unterdessen ihrer Hofdame Feindise befohlen, die Kinder der Königin und den Sohn der Prinzessin zu erdrosseln und dann einzuscharren, daß Niemand etwas von ihnen erführe. Der Befehl sollte schon ausgeführt werden; schon hielt Feindise den Strick in ihren Händen, als sie noch einmal ihre Augen auf die Kinder warf und sie so bewundernswürdig schön, und die Zeichen an Stirn und Hals so außerordentlich fand, daß sie es nicht wagte, ihre Hände mit ihrem Blute zu beflecken.

Um indeß den Befehl ihrer Gebieterin nicht ganz unausgeführt zu lassen, legte sie die vier Kinder in eine Wiege, und setzte diese in eine Barke, welche sich am Ufer des Meeres befand. Ein starker Wind trieb die Barke schnell in's Meer; bald darauf verbarg sich die Sonne, ein heftiges Ungewitter verfinsterte den Himmel, welcher nur durch einzelne Blitze, von schrecklichen Donnerschlägen begleitet, erhellt ward. Das Meer brauste mit Ungestüm; und wahrscheinlich öffnete es seinen Schlund, die Barke und die ihr anvertrauten Kinder darein zu begraben.

Kurz darauf fand der König einige Tage Zeit, sich vom Heere zu entfernen. Als die Königin-Mutter seine Ankunft erfuhr, ging sie ihm mit einer sehr betrübten Miene entgegen, schloß ihn fest in ihre Arme und benetzte seine Wangen mit heißen Thränen. Es sollte scheinen, als ob der Schmerz sie zu reden hindere. Der König erschrack, und wagte es kaum, nach der Ursache ihrer Betrübniß zu fragen. Endlich erzählte sie ihm, mit einem tiefen Seufzer, die Begebenheit mit den drei Hunden. Sie wurden vorgezeigt, und um den Betrug vollständig zu machen, warf sich die Admiralin dem Könige zu Füßen und bat ihn, ihrer Schwester das Leben zu schenken, und sie mit der Verbannung vom Hof zu begnadigen.

Der König war über diese schreckliche Neuigkeit bestürzt und betäubt; er betrachtete die Hunde und erkannte das Zeichen des Sterns und das Halsband. Kraftlos sank er auf einen Sopha, und tausend Gedanken durchkreuzten sich in seinem Kopf. Während dieser schrecklichen Augenblicke ließ die Königin nicht ab, in ihn zu dringen, die Verbannung seiner Gemahlin zu beschließen, und sie ihrer Mutter zurück zu senden. Er willigte ein, und sogleich setzte man sie mit den drei Hunden in eine Sänfte, und brachte sie halb todt in das Haus ihrer Mutter.

Unterdessen hatten die Götter mit Erbarmen auf die Barke herabgeblickt, auf welcher sich die wahren Kinder der armen Königin befanden. Die Fee, welche über ihr Leben wachte, ließ statt des Regens Milch auf sie herabträufeln, und sie empfanden nichts von dem Sturm, der das Meer empörte und ihnen den Untergang drohte. So waren sie sieben Tage und sieben Nächte umher geschwommen, als sie einem Corsaren begegneten, der schon in der Ferne den Glanz der Sterne auf den Köpfen der Kinder bemerkt hatte, und dadurch herbei gezogen worden

war. Er stieg in die Barke, und fand seine Mühe durch eine Menge Edelsteine, die in der Wiege lagen, reichlich belohnt. Mehr aber noch, als dieser Fund, freuten ihn die schönen Kinder, die er sogleich auf sein Schiff nahm, um sie seiner Frau mitzubringen, die keine Kinder hatte, und doch sehnlichst welche zu haben wünschte.

Die gute Frau erschrack anfänglich, als sie ihren Mann so schnell zurückkommen sah — denn er hatte sich auf eine weite Reise gerüstet, aber ihr Schrecken wurde durch den herrlichen Schatz, den er in ihre Hände legte, reichlich vergütet. Die goldenen Sterne, die kostbaren Halsketten, die schönen langen Haare der Kinder, alles erregte ihre Bewunderung und Freude! Jetzt nahm sie den Kamm, um sie auszukämmen; und siehe! ein neues Wunder: bei jedem Strich, den sie that, fielen Perlen, Diamanten, und Rubinen aller Art aus den Haaren.

Nun brauche ich kein Corsar mehr zu seyn, sagte der Mann, als er dieses Wunder sah. Diese reizenden Kinder werden mich ohne alle Gefahr reicher machen als alle meine Unternehmungen. — Corsine — so hieß die Frau — war über diesen Entschluß sehr vergnügt, und die vier Kinder wurden ihr dadurch noch lieber. Sie gab ihnen Namen. Die Prinzessin nannte sie Schöngestirn; ihren ältesten Bruder Sonnenkönig; den jüngsten Glücklich; und den Sohn der Prinzessin Vielgeliebt. Dieser letztere war weit schöner als die beiden andern, ob er gleich weder Stern noch Halsband hatte, und Corsine war ihm mehr zugethan als den übrigen.

Corsine brauchte eine Amme für ihre kleinen Pflegkinder. Sie bat ihren Mann, der ein großer Liebhaber von der Jagd war, ihr junge Rehe zu fangen. Dieß geschah. Auf das Blöcken der kleinen Rehe kamen ihre

Mütter herzu gelaufen, und da wußte ihnen Corsine die Kinder so geschickt unterzuschieben, daß sie ihre Jungen zu säugen glaubten.

So wurden diese liebenswürdigen Kinder in ihren ersten Jahren auferzogen. Der Corsar und seine Frau liebten sie mit der größten Zärtlichkeit und wandten alle nur mögliche Sorgfalt auf ihre Erziehung. Die Perlen und Edelsteine, welche ihren Haaren entfielen, setzten die guten Leute in den Stand, geschickte Lehrer anzunehmen, und die Kinder lernten mit einer solchen Leichtigkeit, daß Jedermann darüber erstaunte. Man schätzte die Eltern glücklich, die solche Kinder hatten; denn der Corsar und seine Frau hatten ihr Abenteuer Niemanden erzählt, und die Kinder galten für die ihrigen.

Diese lebten unter sich in der größten Eintracht; sie liebten sich wechselseitig, aber am sichtbarsten war diese Liebe zwischen Vielgeliebt und Schöngestirn. Wenn sie etwas zu haben wünschte, so ließ er sich keine Mühe verdrießen, es ihr anzuschaffen; er war beständig um sie, er begleitete sie auf die Jagd, und wenn die übrigen ausgingen und Schöngestirn zu Hause blieb, so wußte er immer einen Grund zu finden, ihr Gesellschaft zu leisten.

So wie sie selbst heran wuchsen, so wuchs auch ihre Zärtlichkeit; und während die Liebe jeden Tag tiefere Wurzel in ihrem Herzen schlug, glaubte Jedermann in ihnen ein Muster einträchtiger Geschwister zu sehen. Sie selbst kannten weder die Stärke noch die Art ihrer Leidenschaft. Ein Ungefähr klärte sie auf.

Eines Tags waren die drei Prinzen auf die Jagd gegangen; Schöngestirn war zu Hause geblieben, und saß in dem Winkel eines kleinen Cabinets, wo sie ihren Betrachtungen nachhing. Dieses Cabinet war nur durch

eine dünne Wand von Corsinens Zimmer getrennt. Niemand wußte, daß die Prinzessin zu Hause war; und so hörte diese von ungefähr eine Unterredung ihrer vermeintlichen Eltern, wodurch sie mit einem Geheimniß bekannt wurde, das man ihr bis jetzt auf das Sorgfältigste verborgen hatte.

Wir müssen doch nun darauf denken, sagte Corsine zu ihrem Mann, unsere Tochter Schöngestirn zu verheirathen. Wenn wir wüßten, wer sie ist, so könnten wir ihr eine standesmäßige Parthie aussuchen, oder wenn ihre vermeintlichen Brüder nicht ihre Brüder wären, so könnten wir sie an einen von diesen verheirathen. Einen vollkommnern und schönern Mann könnte sie doch nimmermehr bekommen.

Als ich sie fand, antwortete der Corsar, hab' ich nichts bemerkt, was mir einen nähern Aufschluß über ihre Herkunft hätte geben können. Aus den Diamanten, mit denen ihre Wiege besetzt war, konnte man wohl so viel sehen, daß sie Kinder reicher Eltern seyn mußten. Das Sonderbarste dabei ist, daß sie alle von einem Alter schienen; und Vierlinge ist etwas sehr Seltenes. — Ich vermuthe auch sehr, fiel Corsine ein, daß Vielgeliebt kein Bruder ist; denn er hat weder Stern noch Halsband. — Das ist wahr, versetzte der Mann; aber gleichwohl fallen aus seinen Haaren so gut Diamanten als aus den Haaren der übrigen. Ich muß gestehen, daß ich nichts eifriger wünsche, als über die Herkunft dieser Kinder näher unterrichtet zu seyn. — Wir müssen die Götter walten lassen, sagte Corsine. Sie haben sie uns anvertraut, und hoffentlich werden sie mit der Zeit auch dieses Geheimniß ans Licht bringen.

Schöngestirn hörte diesem Gespräch mit der größten Aufmerksamkeit zu. Ihre Freude war unaussprechlich.

Vielgeliebt war vielleicht nicht ihr Bruder. Es war ihr vielleicht erlaubt, ihn zu lieben. Sie brannte vor Verlangen, ihm diese außerordentliche Neuigkeit mitzutheilen.

Sie setzte sich eiligst zu Pferde und ritt in den Wald ihren Brüdern nach. Das Bellen der Hunde und der Schall der Hörner leiteten sie: in wenigen Augenblicken hatte sie ihre Brüder erreicht. Vielgeliebt kam ihr entgegen, als er sie sah. Welche angenehme Ueberraschung! rief er ihr zu. Wie kömmt es, daß du dich einmal von deinen Büchern hast trennen können? — Ich habe dir so viel zu sagen, antwortete sie, daß ich dem Verlangen, dich aufzusuchen, nicht widerstehen konnte. — Jetzt kamen auch die andern Brüder heran. Schöngestirn stieg vom Pferd, und von ihren Brüdern begleitet, begab sie sich auf einen grünen Platz, der rund um von Bäumen beschattet war. Hier wollen wir uns niedersetzen, sagte sie: Hört, was ich Euch zu erzählen habe.

Sie wiederholte ihnen Wort für Wort das Gespräch des Corsaren und seiner Frau, die sie bisher für ihre Eltern gehalten hatten. Die drei Prinzen waren nicht wenig erstaunt, und sie gingen mit einander zu Rathe, was wohl zu thun sey. Der eine wollte davon gehen, ohne etwas zu sagen; der andere auch, aber mit Wissen des Corsaren; der dritte wollte bleiben. Endlich wurden sie einig, mit ihren Pflegeltern zu sprechen, und mit ihrer Einwilligung diese Gegend zu verlassen, wo sie schwerlich etwas von ihrer Geburt erfahren würden. Nachdem sie diesen Entschluß gefaßt hatten, stiegen sie zu Pferde und ritten nach Hause.

Ohne einen Augenblick zu verlieren, begaben sie sich auf das Zimmer des Corsaren und seiner Frau. Sonnenkönig führte das Wort: Wir haben gehört, daß wir nicht Eure Kinder sind, sagte er; ihr habt uns auf dem Meere

gefunden. Die Sorgfalt, mit der Ihr uns erzogen, die viele Güte und Liebe, die ihr uns erzeigt habt, fordert unsere ganze Dankbarkeit. Wir kommen also, Euch unsern Dank abzustatten, Euch um die Erzählung der nähern Umstände jenes Abenteuers, und um guten Rath zu bitten, wie wir es anfangen sollen, unsere wahren Eltern wieder zu finden.

Der Corsar und seine Frau waren über diese Entdeckung erstaunt. Sie erzählten ihnen, was sie selbst wußten und vermutheten; als es aber darauf ankam, ihnen einen guten Rath zu geben, sagten sie: Wenn wir nur unsere Liebe zu Euch fragten, so würden wir Euch bitten, uns nie zu verlassen, sondern die Stütze unsers Alters zu seyn, so wie wir die Beschützer Eurer Kindheit gewesen sind. Gefällt Euch dieses Schloß und diese Gegend nicht mehr, so laßt uns einen andern Aufenthalt wählen, wo Ihr wollt, nur nicht in der Nähe des Hofs. Warum wollt ihr den Hafen verlassen, in welchem ihr so ruhig vor Anker liegt, um Euch einem stürmischen Meer anzuvertrauen? Ihr kennt die Freuden der Welt noch nicht, wie flüchtig sie sind, und wie ihnen Verdruß und Leiden auf dem Fuße folgt! Der Schimmer des Reichthums, der Größe, der Wollust ist Euch noch unbekannt! Wohl dem, der ihn niemals kennen lernt.

Diese Vorstellungen machten wenig Eindruck auf das Herz der Prinzen, welche vor Begierde brannten, das Geheimniß ihrer Geburt zu enthüllen. Sie drangen von neuem in den Corsaren, ihnen die Erlaubniß zu reisen nicht zu versagen. Sie versprachen zurückzukehren, und ihm von allen ihren Abenteuern einen getreuen Bericht abzustatten. Endlich wurde ihnen diese Erlaubniß mit weinenden Augen ertheilt.

Die Anstalten zur Reise waren bald gemacht, und die vier Kinder schifften sich ein. Jedes nahm ein Pferd für sich mit, und Corsinen ließen sie so viel Diamanten aus ihren Haaren zurück, als sie nur wollte, und versahen sich nur mit diamantnen Ketten, die in ihrer Wiege gefunden worden waren.

Sie hatten eine sehr angenehme Reise. Ein sanfter Zephir schwellte die Segel und kräuselte die Oberfläche des Meers. Ein reiner Himmel spiegelte sich in den Wellen, und das Licht der Sonne bestrahlte das vergoldete Schiff und seine seidnen Flaggen, welche weit in die Lüfte wehten. Sie nahmen ihren Weg nach dem Orte zu, wo sie von dem Corsaren gefunden worden waren, und brachten hier den Göttern ein Opfer für ihre Erhaltung. Eine Sirene erhob sich aus den Fluthen und sagte mit melodischer Stimme: Höret auf, euch zu bekümmern; die Götter werden Euer Fahrzeug lenken; tretet ans Land, wo es stille steht. Den Liebenden ist es vergönnt, dem Hang ihrer Herzen zu folgen.

Schöngestirn und Vielgeliebt empfanden eine heimliche Freude über die Worte der Sirene; denn sie zweifelten nicht, daß sie gemeint wären. Das Schiff segelte weiter und kein Abenteuer stieß ihnen auf. Der Himmel war immer heiter, das Meer immer ruhig. So waren sie drei Monate auf dem Wasser. Eine glückliche Zeit für die beiden Verliebten, die sich mit den schönsten Hoffnungen schmeichelten.

Eines Tags begab sich die Prinzessin mit ihren Brüdern auf das Verdeck, um den Untergang der Sonne zu sehen. Sie nahmen ihre Instrumente und machten Musik. Das Schiff schien schneller und leichter zu gehen, und umsegelte ein Vorgebirge, das eine der schönsten Städte der Welt versteckte. Eine Reihe der herrlichsten

Palläste stellte sich den Augen der erstaunten Reisenden dar. Die Häuser waren von buntem Marmor, die Dächer von Gold. Reizende Gärten erhöhten die Schönheit dieses Anblicks. Die Gesellschaft wünschte so schnell als möglich in den Hafen einzulaufen: aber sie fürchteten keinen Platz für ihr Fahrzeug zu finden, so viel Schiffe lagen schon in demselben vor Anker.

Indeß stiegen sie ans Land, wo sich schon eine Menge Volks versammelt hatte, um das prächtige Schiff in Augenschein zu nehmen. Bald aber zog die Schönheit und die Sterne der wunderbaren Kinder die Augen der Menge auf sich. Man brachte dem König Nachricht davon. Dieser begab sich sogleich auf eine Terrasse, von wo aus er den Hafen übersehen konnte. Hier erblickte er die ganze Gesellschaft, die sich kurz darauf, nachdem sie ans Land gestiegen war, zu Pferde setzte. Sonnenkönig ritt einen schwarzen Hengst; Glücklich eine Falbe; Vielgeliebt hatte einen Schimmel, so weiß wie der Schnee; und Schöngestirn eine Isabelle mit schwarzen Mähnen.

Als sie vor der Terrasse, wo der König stand, vorüber kamen, grüßten sie ihn ehrerbietig und ritten langsam vorbei. Der König war über ihre Schönheit und ihren Anstand entzückt. Er sendete seinen Stallmeister an sie ab, sie seiner Gnade zu versichern und ihnen allen Schutz anzubieten, den sie etwa in einem fremden Lande nöthig haben dürften. Sie ließen dem König danken, und baten, daß man ihnen ein Haus anweisen möchte, wo sie für sich seyn könnten, und das, wo möglich, einige Stunden von der Stadt gelegen wäre, weil sie große Liebhaber von Promenaden wären. Sogleich wies ihnen der Stallmeister ein prächtiges Landhaus an, wo sie mit ihrem Gefolge bequem wohnen konnten.

Der König war von dem, was er gesehen hatte, so voll, daß er auf der Stelle zu seiner Mutter ging, und ihr alles erzählte. Da sie von den Sternen hörte, die auf dem Haupte der Kinder strahlten, schien sie betroffen und fragte, wie alt sie wohl seyn könnten. Fünfzehn bis sechszehn Jahre, war die Antwort. Diese Nachricht beunruhigte sie ungemein; doch ließ sie sich nichts merken. Indessen ging der König mit großen Schritten auf und ab, und sagte einmal über das andre: Wie glücklich ist der Vater, der solche Kinder hat! Ich armer Mann! Drei Hunde sind meine ganze Nachkommenschaft!

Der Königin blieb fast kein Zweifel übrig, daß Feintise sie betrogen und die Kinder beim Leben erhalten habe. Sie verbarg ihre Unruhe auf das beste. Den ganzen Tag ließ sie verstreichen, ohne nähere Erkundigung einzuziehen: aber an dem folgenden Tag schickte sie ihren Secretair in das Haus, wo die Fremden wohnten, um sich unter dem Vorwand für ihre Bequemlichkeit zu sorgen, unter der Hand nach allem zu erkundigen.

Der Secretair machte sich bei frühem Morgen auf den Weg, und kam eben an, als sich die Prinzessin an ihre Toilette setzte. Man kämmte sie; ihre blonden Haare fielen in langen Locken bis auf die Erde herab; einige Körbe standen um sie her, damit die Perlen und Diamanten, die aus ihren Haaren fielen, nicht verloren gingen. Der Stern auf ihrem Haupte warf seine Strahlen rund umher; und die goldne Kette schmückte ihren Hals. Der Secretair wußte nicht, ob er seinen Augen trauen sollte. Die Prinzessin suchte nun von den größten Perlen aus und bat ihn, sie zu ihrem Andenken aufzuheben.

Nachdem er nun auch die Prinzen besucht, und von allem, was seine Gebieterin verlangte, genaue Nachricht

eingezogen hatte, kehrte er zurück, und sein Bericht ließ die Königin nicht länger an der Wahrheit ihrer Vermuthungen zweifeln. Er sagte ihr, daß Vielgeliebt weder Stern noch Kette trage, daß er aber, seinem Urtheile nach, von allen der schönste sey. Er hätte ferner erfahren, daß sie sehr weit herkämen, und daß ihnen ihre Aeltern nur eine gewisse Zeit erlaubt hätten, sich in fremden Ländern umzusehen. Dieser letzte Umstand machte sie wieder ein wenig zweifelhaft, so, daß sie bisweilen glaubte, es könnte doch wohl seyn, daß sie nicht die Kinder des Königs wären.

Eines Tags ritt der König auf die Jagd und kam vor dem Hause vorbei, das der Stallmeister den Fremden angewiesen hatte. Er beschloß, sie zu sehen. Als die Prinzen ihn heran reiten sahen, kamen sie ihm entgegen und umfaßten seine Kniee, und die Prinzessin küßte ihm die Hände, als wenn sie ihren Vater in ihm erkannt hätten. Er fühlte sein Herz bei ihrem Anblick unglaublich gerührt. Er bat sie, ihn auf seinem Schloß zu besuchen; er wünsche das Vergnügen zu haben, sie seiner Mutter vorzustellen. Sie dankten ihm für seine Gnade, und versprachen es, sobald ihre Kleider und Equipagen fertig seyn würden.

Als die Königin diesen Besuch erfuhr, ließ sie sogleich ihre Hofdame Feintise zu sich kommen, schloß das Zimmer ab, faßte sie bei den Haaren, und setzte ihr einen Dolch auf die Brust. Unglückliche, rief sie aus, ich weiß nicht, was mich abhält, dich meinem gerechten Zorn aufzuopfern. Du hast mich verrathen; du hast die vier Kinder nicht getödtet, die ich dir übergeben hatte. Gestehe mir wenigstens dein Verbrechen; vielleicht verzeihe ich dir — Feintise warf sich ihr halb todt zu Füßen, und gestand alles und daß sie es für eine Unmöglichkeit gehalten habe, daß die Kinder bei dem fürch-

terlichen Sturm hätten erhalten werden können. Sie bat um Gnade, und versprach, sie eines nach dem andern aus der Welt zu schaffen, ohne daß es Jemand gewahr würde.

Die Königin wurde durch dieses Versprechen etwas beruhigt. Sie rieth ihr, keinen Augenblick zu verlieren, und die alte böse Hofdame entwarf sogleich einen Plan, ihr Versprechen zu erfüllen. Sie wartete die Zeit ab, wo die Prinzen auf der Jagd waren, nahm eine Guitarre unter den Arm, setzte sich dem Fenster der Prinzessin gegenüber und sang folgende Worte:

Mädchen, wenn auf euren Wangen
Noch der Jugend Blüthe lacht;
Reiz und Schönheit und Verlangen
Euch umflattern, euch umfangen,
O! so nutzet eure Macht.
Flüchtig sind der Jugend Stunden,
Schnell verblüht die Rosenzeit;
Braucht sie, eh' es euch gereut,
Daß sie ungenutzt verschwunden,
Daß der Scepter euch entwunden,
Der jetzt unumschränkt gebeut.
Mädchen, wenn auf euren Wangen
Noch der Jugend Blüthe lacht u. s. w.

Schöngestirn, die dieses Lied sehr artig fand, trat auf den Balkon, um die Sängerin zu sehen. Feintise machte ihr ein ehrfurchtsvolles Compliment; die Prinzessin erwiederte es, und da sie sehr guter Laune war, fragte sie, ob denn das Lied auf sie gemacht wäre. Auf wen denn anders als auf mich, schönes Kind? antwortete Feintise. Es wird auch einmal auf Sie passen, wenn ich mich Ihrer nicht annehme, und Ihnen einen Rath gebe, der Ihnen unendlich wichtig seyn muß. — Erlauben Sie mir auf Ihr Zimmer zu kommen.

Sie kam hinauf und ohne einen Augenblick zu verlieren, hub sie also an: Mein schönes Kind, der Himmel

hat Sie äußerst liebenswürdig gebildet; er hat Sie mit einem glänzenden Stern auf dem Haupte begabt, und man erzählt noch andere Wunder von Ihnen; aber eines fehlt Ihnen noch, was Sie nicht entbehren können. Sie sind zu beklagen, wenn Sie es nicht zu bekommen wissen. — Nun, was fehlt mir denn? versetzte Schöngestirn. Das tanzende Wasser; antwortete die verschlagene Alte. Hätte ich das gehabt, so würden Sie keine grauen Haare auf meinem Scheitel, keine Runzeln auf meiner Stirne, keine Zahnlücken in meinem Munde sehen; eine ewige Jugend würde auf meinen Wangen blühen; aber ach! ich habe dieß Geheimniß zu spät erfahren, um meinen schon erloschenen Reizen wieder aufzuhelfen. — Aber wo soll ich denn dieses tanzende Wasser herbekommen? fragte Schöngestirn. Aus dem erleuchteten Wald, war die Antwort. Sie haben drei Brüder, sollte nicht einer davon die Gefälligkeit für sie haben, es zu holen? — Meine Brüder lieben mich, erwiederte jene, und einer vorzüglich. Ich werde ihn bitten, mir diese Freundschaft zu erzeigen, und ihn dafür zu belohnen suchen. — Die Alte entfernte sich hierauf, vergnügt über die gut gelungene List, und versprach in Kurzem wieder zu kommen.

Die Prinzen kamen bald darauf von der Jagd zurück und legten ihre Beute der Schwester zu Füßen. Sie fanden sie unruhig und mit dem Gedanken an das tanzende Wasser beschäftigt. Was fehlt dir, Liebe? fragte sie Prinz Vielgeliebt. Gefällt dir vielleicht unser Aufenthalt nicht? Wenn das ist, so können wir gleich abreisen, Oder wünschest du etwas zu haben? Sag' es nur, es soll sogleich angeschafft werden.

Ich muß dir gestehen, antwortete sie, daß ich nicht leben kann, wenn ich das tanzende Wasser nicht bekomme; es befindet sich in dem leuchtenden Wald; wenn ich es

bekomme, so habe ich nichts von der Zerstörung der Zeit zu fürchten. — Ei, wenn es weiter nichts ist, antwortete der Prinz, so sey ohne Kummer. Ich bringe dir es entweder, oder du sollst durch meinen Tod erfahren, daß es nicht zu erhalten ist. — Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf die Prinzessin. Nein, nein, sagte sie: Ich thue Verzicht auf meinen Wunsch. Lieber will ich häßlich werden, als dein Leben in Gefahr setzen. Ich beschwöre dich, nicht weiter an das tanzende Wasser zu denken; ja, ich verbiete dir es ausdrücklich, wenn ich anders einige Gewalt über deinen Willen habe.

Der Prinz stellte sich, als wollte er gehorchen: sobald er sie aber mit etwas anderm beschäftigt sah, bestieg er seinen Schimmel und machte sich ganz allein auf den Weg. Seine Abwesenheit wurde nicht eher als gegen Abend bemerkt, da man sich zu Tisch setzte. Schöngestirn gerieth in eine solche Unruhe, daß sie nichts genießen konnte; sie befahl, ihren Bruder Vielgeliebt allenthalben aufzusuchen. Ihre Brüder, welche nichts von dem tanzenden Wasser wußten, suchten sie zwar zu trösten; aber da es gegen Mitternacht kam, und man noch immer keine Nachricht von ihm erhielt, konnte die Prinzessin ihren Schmerz nicht länger verbergen. Sie gestand ihren Brüdern, daß sie die Ursache der Entfernung des Prinzen wäre. Man beschloß, ihm noch mehrere Leute nachzuschicken, die ihn im Namen der Prinzessin beschwören sollten, sein Vorhaben aufzugeben.

Die Anstifterin dieses Unglücks erfuhr den Erfolg ihrer List zur rechten Zeit, und gab der Königin Nachricht davon. Diese munterte sie auf, fortzufahren, und drohte ihr von neuem mit dem Tode, wenn sie ihr Versprechen nicht auf das genaueste erfüllte.

Das Mittel, dessen sie sich bedient hatte, den Prinzen

Vielgeliebt aus dem Wege zu räumen, schien unfehlbar zu seyn. Das tanzende Wasser war schwer zu schöpfen, und eine so große Menge Abenteuer waren dabei zu bestehen, daß man seinen Namen im ganzen Lande mit Schrecken hörte. Jedermann wußte den Weg dahin. Vielgeliebt eilte Tag und Nacht dem Walde zu und ließ seinem Pferde kaum so viel Zeit, auf den Wiesen zu weiden und täglich einige Stunden auszuruhen. Acht Tage war er geritten, als er in ein Land kam, in welchem ihm eine brennende Hitze das Athmen erschwerte. Er konnte anfänglich die Ursache dieser Hitze nicht ergründen; als er aber auf einen Berg kam, erblickte er den leuchtenden Wald, dessen Bäume brannten, ohne sich zu verzehren, und ihre Flammen so weit verbreiteten, daß die umliegenden Fluren ganz dürr und abgestorben waren. Zu gleicher Zeit drang aus diesem Wald das Zischen der Schlangen und das Brüllen der Löwen in die Ohren des erstaunten Prinzen, der nicht begreifen konnte, wie es möglich sey, daß Geschöpfe in diesen Flammen leben könnten.

Er hielt hier einige Zeit still und stieg endlich ab, voll Unruhe und Verlegenheit. Ein schrecklicher Durst quälte ihn, der sich mit jedem Schritte vermehrte, den er dem Walde näher kam. Glücklicherweise erblickte er eine Quelle, die aus einem Felsen sprang und in ein großes marmornes Becken fiel. Er bückte sich, um mit einem kleinen goldnen Gefäß, das er bei sich trug, zu schöpfen, als er eine Turteltaube erblickte, die in der Quelle mit den Flügeln schlug. Ihre Schwingen waren ganz naß; sie hatte schon alle Kräfte verloren und war im Begriff, unterzusinken. Vielgeliebt hatte Mitleiden mit ihr und rettete sie. Er trocknete ihr die Flügel,

wärmte sie, und gab ihr in kurzer Zeit Leben und Munterkeit wieder.

Jetzt öffnete sie den Schnabel: Prinz Vielgeliebt, sagte sie mit einer sanften und melodischen Stimme; du hast mich gerettet und ich werde dankbar seyn. Ich kenne die Absicht deiner Reise, die du allzu unbedachtsam unternommen hast; Unzählige sind in dieser Gegend umgekommen. Das tanzende Wasser ist das achte Wunder der Welt und der höchste Wunsch des weiblichen Geschlechts. Es macht schön, jung und reich, aber du wirst nimmermehr dazu gelangen, wenn ich mich nicht deiner annehme. Mitten im Walde dringt diese Quelle in großen Blasen aus der Erde und ergießt sich in einen Schlund; der Weg dahin ist mit brennenden Zweigen dieser Bäume bedeckt, und es giebt kein anderes Mittel, dahin zu gelangen, als unter der Erde. Während ich das Nöthige zu diesem Unternehmen besorge, kannst du hier ohne Gefahr von deiner Reise ausruhen.

Mit diesen Worten erhob sich die Turteltaube in die Luft, flatterte nach allen Seiten hin, und gegen Abend sagte sie dem Prinzen, es sey alles bereit. Er bestieg sein Pferd und folgte ihr nach. Kaum war er hundert Schritte geritten, als er zwei lange Reihen von Füchsen, Dachsen, Ameisen und andern Thieren sah, die sich gewöhnlich unter der Erde aufzuhalten pflegen. Diese Thiere, sagte die Taube, haben sich auf meinen Befehl hier versammelt, um für deinen Vortheil zu arbeiten. Sie haben sich in meinen Willen mit großem Eifer gefügt.

Jetzt kam der Prinz an den Eingang einer unterirdischen Höhle; er stieg vom Pferde und gelangte unter Führung der Taube in kurzem an die Quelle. Sie strömte mit einem unglaublichen Geräusch. Das sonderbarste war, daß das Wasser nach dem Gesange einiger in der

Luft schwebenden Vögel mit einer Geschicklichkeit tanzte, die dem geschicktesten Tänzer Ehre gemacht haben würde. Der Prinz füllte sein goldnes Gefäß hier an, und that selbst einige Züge, die ihn nicht nur verschönerten, sondern auch seine Kräfte so vollkommen herstellten, daß er von der Hitze fast gar nichts mehr spürte.

Er kehrte auf demselben Wege wieder zurück, den er gekommen war. Er schwang sich auf sein Roß, dankte der Taube für ihre Gefälligkeit und ließ sie fliegen: Ich schenke dir deine Freiheit, als das einzige und größte Gut, zum Beweis meiner Dankbarkeit. Schnell und eilfertig flog sie davon, als wenn sie wider ihren Willen bei ihm verweilt hätte.

Vielgeliebt ritt weiter und dachte an nichts, als an seine liebe Schöngestirn und an die Freude, die sie haben würde, wenn sie ihn mit der gewünschten Gabe zurückkommen sehe. Plötzlich ward er in der Ferne einige Reiter gewahr, die bei seinem Anblick laut aufschrieen und mit den Händen auf ihn zeigten. Er sprengte auf sie zu und sah zu seinem großen Vergnügen, daß es einige von seinen Bedienten waren, die Schöngestirn ihm nachgeschickt hatte. Sie überreichten ihm ihr Billet, in welchem sie ihn bat, sich um ihrentwillen keiner Gefahr auszusetzen. Er küßte die Schriftzüge seiner Geliebten, seufzte und eilte noch schneller als vorher.

Endlich sah er ihre Wohnung in der Ferne liegen, und sein Herz klopfte stärker, je näher er kam. Er fand sie unter dem Baume sitzend, in Gedanken vertieft. Er warf sich ihr zu Füßen; sie vergaß seinen Ungehorsam und umarmte ihren geliebten Bruder.

Feintise erhielt sehr bald Nachricht von der glücklichen Rückkehr des Prinzen Vielgeliebt und daß die Prinzessin durch den Gebrauch des tanzenden Wassers so schön

geworden wäre, daß man sie nicht ansehen könne, ohne vor Liebe zu ihr zu sterben.

Man kann sich leicht vorstellen, daß sie darüber in keine geringe Unruhe gerieth. Sie hatte ganz gewiß darauf gerechnet, daß die Prinzen bei diesem Unternehmen umkommen sollten; und da ihr diese Hoffnung fehlgeschlagen war, mußte sie auf ein anderes Mittel denken. Sie benutzte den Augenblick, wo sich die Prinzessin mit einer geringen Begleitung in einen Tempel der Diana begab, trat zu ihr und sagte mit dem Tone der freundschaftlichsten Theilnahme: Wie freue ich mich über den glücklichen Erfolg meines guten Raths! Man darf Sie nur sehen, um zu wissen, daß sie das tanzende Wasser bekommen haben; aber wenn ich Ihnen noch einen Rath geben soll, so suchen Sie sich nunmehr auch in den Besitz des singenden Apfels zu setzen. Dieser ist noch mehr werth als jenes; denn er erhöht die Kräfte des Geistes so sehr, daß man zu allem fähig wird.

Ich danke für diesen Apfel, sagte die Prinzessin. Es hat wenig gefehlt, so wäre mein Bruder bei seinem vorigen Unternehmen umgekommen. Soll ich ihn in neue Gefahren stürzen? Nein, nein, Ihre Anschläge sind allzu gefährlich für meine Ruhe. — Wie? erwiederte Feintise; Sie haben also keine Lust, die geistreichste und liebenswürdigste Dame Ihres Zeitalters zu werden? In der That, Sie wissen nicht, was Sie thun. — Ach! wie unglücklich wäre ich gewesen, rief Schöngestirn aus, wenn man mir den Leichnam des guten Vielgeliebt zurückgebracht hätte! — Diesesmal braucht Vielgeliebt nicht wieder zu gehen, versetzte die Alte. Es ist billig, daß die Reihe auch an die andern komme. — Ich habe auch die andern zu lieb, sagte Schöngestirn, um sie irgend einer Gefahr auszusetzen. — In der That, ich beklage Sie,

antwortete Feintise, daß sie einen so guten Rath ungenutzt lassen wollen. Aber ich hoffe, daß Sie darüber nachdenken werden. — Mit diesen Worten verließ sie die Prinzessin, die unentschlossen war, was sie thun sollte. Sie liebte ihre Brüder; sie liebte sich selbst; und sie sah wohl ein, daß wenn sie den singenden Apfel hätte, ihr auf der Welt nichts fehlen könne.

Sie setzte sich in ein Winkelchen, seufzte und weinte. Hier traf sie ihr Bruder Sonnenkönig an; und ob sie gleich ihr Gesicht mit dem Schleier bedeckte, so wurde er doch gewahr, daß sie geweint hatte. Er trat zu ihr und beschwor sie, ihm die Ursachen ihrer Thränen nicht zu verhehlen. Sie weigerte sich anfänglich, sie schämte sich vor sich selbst; aber da ihn ihre Weigerung immer neugieriger machte und er immer mehr in sie drang, so gestand sie ihm endlich ihre Begierde, den singenden Apfel zu haben, der die Gabe hätte, Verstand und Witz zu verleihen. Sie fürchte nur die mit seiner Eroberung verknüpfte Gefahr. — Nun wegen mir brauchst du dir nicht bange seyn zu lassen, antwortete Sonnenkönig lächelnd. Ich habe nicht die mindeste Lust, nach diesem Apfel in der Welt umher zu reiten. Ich bitte dich, liebe Schwester, wozu willst du noch mehr Verstand, als du schon hast? Komm und trockne deine Thränen. Du hast fürwahr keine Ursache, dich zu grämen.

Schöngestirn folgte ihm beschämt und niedergeschlagen. Man setzte sich zu Tische; sie konnte nicht essen. Vielgeliebt suchte sie aufzumuntern; er bot ihr die ausgesuchtesten Speisen an; sie versuchte zu essen, aber sie konnte nicht. Die Thränen traten ihr in die Augen und sie ging weinend vom Tisch. Vielgeliebt bezeigte sein Erstaunen und seinen Kummer. Endlich sagte ihm Sonnenkönig die Ursache

und setzte hinzu: Er fange beinah' an zu glauben, daß seine Schwester den Apfel nöthig habe.

Sogleich beschloß Vielgeliebt, ihren Wunsch zu erfüllen; aber er verbarg seinen Plan. Er wartete, bis seine Brüder zu Bette waren, und bestieg seinen Schimmel, ohne Jemanden ein Wort zu sagen. Nur an Schöngestirn ließ er einen Brief zurück, mit dem Befehl, ihr denselben beim Aufstehen zu geben. Die ganze Nacht ritt er auf gut Glück, ohne zu wissen, wo er den singenden Apfel suchen sollte.

Kaum war die Prinzessin aufgestanden, als man ihr den Brief ihres Bruders zustellte. Sie war in der äußersten Angst. Sie lief zu ihren Brüdern und theilte ihnen diese Nachricht mit. Man beschloß, ihm sogleich eine Menge Domestiken nachzuschicken, um ihn wo möglich von seinem Vorhaben abzubringen.

Unterdessen hatte der König die schönen Kinder nicht vergessen. Immer führte ihn sein Weg zu ihrer Wohnung, und wenn er sie sah, machte er ihnen Vorwürfe, daß sie ihn nicht auf seinem Schlosse besuchten. Sie entschuldigten sich mit der Abwesenheit ihres Bruders, und versicherten, daß sie nach seiner Rückkehr von der Erlaubniß Gebrauch machen würden, die er die Gnade hätte, ihnen zu ertheilen.

Vielgeliebt, von seiner Leidenschaft getrieben, ritt ohne auszuruhen. Beim Anbruch des Tages fand er einen jungen, wohlgewachsenen Menschen unter einem Baume liegen und lesen. Er näherte sich ihm mit großer Höflichkeit und sagte zu ihm: Verzeihen Sie, daß ich Sie unterbreche. Wissen Sie vielleicht, wo man den singenden Apfel antrifft? — Der junge Mensch schlug die Augen auf und sagte lächelnd: Was wollen Sie mit dem singenden Apfel machen? haben Sie Lust, ihn zu erobern? —

Wenn es möglich ist, ja! erwiederte Vielgeliebt. — Ach, mein Herr! erwiederte der Fremdling: Sie kennen wahrscheinlich die Gefahren noch nicht, die mit dieser Eroberung verknüpft sind. In diesem Buche hier sind sie aufgezeichnet. Man erschrickt darüber. — Die Gefahr schreckt mich nicht, antwortete Vielgeliebt. Haben Sie nur die Güte, mir zu sagen, wo ich ihn finden kann. — Dieses Buch, fuhr der junge Mensch fort, sagt, er sey in einer der ungeheuern Wüsten Lybiens zu finden. Man hört ihn acht Meilen weit singen, und ein Drache, der ihn bewacht, hat schon fünfmal hundert Tausend Menschen verschlungen, die die Verwegenheit gehabt haben, ihn erbeuten zu wollen. — Nun so wird er an mir vielleicht noch einen mehr zu verschlingen bekommen, antwortete der Prinz, grüßte den jungen Mann, spornte sein Pferd und ritt davon, als wenn er auf den Flügeln des Windes getragen würde.

Er war schon lange gereist, ohne etwas von dem Gesang des Apfels zu hören; und er war über seine unnütze Unternehmung schon ganz verdrießlich, als er eines Tags eine verwundete Taube zu seinen Füßen niederallen sah. Sie war noch nicht ganz todt; aber sie schien in den letzten Zügen zu seyn. Vielgeliebt hatte Mitleiden mit ihr, stieg vom Pferde und hob sie auf. Hierauf zog r ein goldnes Flacon aus der Tasche, in welchem er einen kostbaren Balsam aufbewahrte; und nachdem er inige Tropfen auf die Wunde gegossen hatte, schlug die Taube die Augen auf, spannte ihre Flügel aus und brachte ihre Federn in Ordnung, sah dann den Prinzen an und sagte: Guten Tag, Prinz Vielgeliebt. Du bist vom Schicksal bestimmt, mir das Leben zu retten; und meine Bestimmung scheint zu seyn, dir Dienste zu leisten. Ich weiß, daß du auf die Eroberung des singenden

Apfels ausgehst; fuhr sie fort. Die Unternehmung ist schwer. Ein schrecklicher Drache bewacht ihn, der drei Köpfe, sechs Flügel und zwölf Füße hat. Sein Leib ist von Erz und seine Kraft unbesieglich. Ach! meine liebe Taube, versetzte der Prinz, wie freue ich mich, dich wieder zu sehen, und gerade zu einer Zeit, wo mir deine Hülfe so unentbehrlich ist. Versage mir deinen Beistand nicht, denn ich würde vor Schaam und Kummer sterben, wenn ich ohne den singenden Apfel nach Hause käme. — Ich will sehen, was ich thun kann; erwiederte die Taube. Folge mir nach, ich will vor dir her fliegen; ich hoffe, daß alles gut gehen soll.

Der Prinz ließ sie fliegen und ritt ihr nach. Sie kam gegen Abend an einen Sandberg. Hier müssen wir graben, sagte die Taube; und der Prinz fing mit seinen Händen und seinem Degen zu graben an. Nach Verlauf einiger Stunden fand er einen Helm, einen Harnisch und was sonst zur Rüstung für Mann und Pferd gehört. Alles war aus Spiegeln zusammengesetzt. Rüste dich, sagte die Taube, und fürchte den Drachen nicht. Wenn er sich selbst in diesen Spiegeln sehen wird, wird er so erschrecken, daß er die Flucht ergreifen wird.

Vielgeliebt fand dieses Mittel vortrefflich. Er rüstete sich, nahm die Taube in die Hand und ritt die ganze Nacht. Beim Anbruch des Tags hörten sie einen melodischen Gesang. Was ist das? sagte der Prinz. Was anders, als der singende Apfel; antwortete die Taube. Je mehr sie sich näherten, desto reizender wurde die Musik. Endlich hörte der Prinz ganz vernehmlich folgende Worte:

Jüngling, wenn Gefahren dräuen,
Höre nur der Liebe Ruf;
Leib und Leben ihr zu weihen
Ist des Liebenden Beruf.

Voll von süßen Vorgefühlen,
Kämpfe, Jüngling, um den Preis;
Bald wird dann ein Lorbeerreiß
Deine heißen Schläfe kühlen.

Der Prinz war über diese günstige Prophezeihung, die offenbar Niemanden, als ihn anging, entzückt; und er ritt guten Muths vorwärts, als er auf einmal den schrecklichen Drachen erblickte, der sich mit seinen hundert Klauen auf ihn losstürzte. Er bedeckte die Erde mit dem giftigen Geifer, der aus seinem Rachen floß. Ein schreckliches Feuer sprühte umher, und eine Menge kleiner Drachen, die er ausspie, zischten um den Ritter. Aber kaum erblickte er seine schreckliche Figur, in der Rüstung des Prinzen unzähligemal vervielfältigt, als er mit einemmal stille stand, die Menge Drachen, die vor ihm zu stehen schien, mit Erstaunen ansah, und endlich voll Entsetzens die Flucht ergriff. Vielgeliebt verfolgte ihn bis in den Eingang einer tiefen Höhle, in welche sich der Drache hinabstürzte. Der Prinz verschloß die Höhle mit einem Stein und eilte nach dem singenden Apfel.

Mit Bewunderung erblickte er den schönen Baum, an welchem die köstliche Frucht hing. Zwar war er mit einer Menge Aepfeln von Topasen übersät; aber der Apfel, welchen der Prinz suchte, bestand aus einem Rubin, auf welchem eine diamantne Krone strahlte. Er hing in dem obersten Gipfel des Baums. Vielgeliebt stieg hinauf, brach den ganzen Zweig ab und setzte sich eiligst wieder zu Pferde, um keinen Augenblick zu verlieren, seiner Geliebten das kostbare Geschenk zu bringen. Als er sich aber nach seiner Taube umsah, war sie fortgeflogen, und er mußte sich in diesen Verlust ergeben; denn er hatte keine Zeit, sie lange zu suchen.

Die arme Prinzessin hatte während Vielgeliebt's

Abwesenheit beinahe kein Auge zugethan. Sie warf sich ohn' Unterlaß ihre unmäßige Begierde nach Verstand vor, und fürchtete jeden Augenblick die Nachricht von dem Tode ihres geliebten Bruders zu erhalten. Als sie auf diese Art von Kummer gequält sich in einer Nacht schlaflos auf ihrem Lager hin und her warf, hörte sie eine so wundervolle Musik, daß sie aufstand und ans Fenster trat Kurz darauf kam der Prinz selbst an. Es war heller Mondscheir. Er hielt unter dem Balkon der Prinzessin und der Apfel sang:

Schöne Schläferin, erwache!

Sogleich lief die Prinzessin auf den Balkon, und als sie ihren geliebten Bruder erkannte, war sie im Begriff, sich hinab in seine Arme zu stürzen. Sie bezeigte ihm ihre Freude und ihre Dankbarkeit so laut, daß sich in kurzem das ganze Haus versammelte und den Prinzen begrüßte. Jetzt trat er in das Zimmer der Prinzessin, den Zweig mit dem singenden Apfel in seiner Hand. Schöngestirn eilte ihm mit offenen Armen entgegen. Sie umarmten sich; sie weinten. Schöngestirn machte sich wechselweis Vorwürfe und dankte dann wieder ihrem Bruder und bewunderte seinen Muth, seine Liebe und d'e köstliche Frucht, die er für sie erbeutet hatte.

Gleich beim Anbruch des folgenden Tages erfuhr Feintise die Rückkehr des Prinzen, und daß sie auch diesesmal eine Wohlthat erzeigt hatte, statt ein Unglück herbei zu führen. Sie hatte alle mögliche Mühe, den Zorn der Königin noch einmal zu besänftigen, um einen Aufschub ihrer Strafe zu erhalten.

Sie ließ einige Tage verstreichen, ohne sich vor der Prinzessin sehen zu lassen. Endlich begegnete sie ihr, als sie allein im Walde spazieren ging und ihre Brüder

erwartete. Der Himmel überschüttet Sie mit seiner Güte, redete die Alte sie an; Sie haben den singenden Apfel erhalten, und ich freue mich darüber, als wenn mir selbst dieses Glück begegnet wäre. Indeß, fuhr sie fort, kann ich mich nicht enthalten, Ihnen einen neuen Rath zu geben. — Ach! rief Schöngestirn aus, behalten Sie Ihre Rathschläge für sich. So glücklich mich der Besitz der Güter macht, die Sie mir verschafft haben, so habe ich sie doch durch meine Unruhe theuer genug erkauft. — Die Unruhe ist kein so großes Unglück, antwortete jene. Sie sind jetzt das schönste und geistreichste Frauenzimmer auf der Welt, und es fehlt Ihnen nichts weiter, als der grüne Vogel, welcher alles sagt. Das Vergangene und das Zukünftige würde Ihnen dann gleich bekannt seyn. Er würde Ihnen alles entdecken, Sie von Allem unterrichten, und wenn man jetzt sagt: Schöngestirn hat das tanzende Wasser und den singenden Apfel, so wird man zu gleicher Zeit sagen: aber sie hat den grünen Vogel nicht; und das heißt so viel, als sie hat gar nichts.

Nach diesem Vortrag ging sie weg und überließ die Prinzessin ihren eigenen Betrachtungen, die bald so ernsthaft wurden, daß sie einmal über das andere seufzte. Diese Frau hat Recht, sagte sie endlich. Denn was helfen mir alle meine Vorzüge, wenn ich nicht weiß, wer ich bin und wer meine Eltern sind? Ein sonderbares Verhängniß muß über uns gewaltet haben, daß wir so verlassen mitten in den Fluthen des Meeres gerettet worden sind. Ach! wie glücklich würde ich seyn, wenn ich meinen Vater und meine Mutter kennen würde.

Vielgeliebt kam eher von der Jagd zurück, als seine Brüder; die Prinzessin sah ihn kommen und entfernte sich in eine dunkle Allee, damit er die Spuren ihrer Thränen und ihres Kummers nicht gewahr werden sollte. Er eilte

ihr nach und entdeckte sehr bald, daß sie etwas auf ihrem Herzen habe. Er bat, er flehte, sich ihm zu entdecken; umsonst. Endlich kehrte er die Spitze eines Pfeils, den er in seiner Hand trug, gegen sein Herz und rief aus: Du liebst mich nicht mehr; wohlan, so verlang ich nicht mehr zu leben. — Schöngestirn erschrack und versprach, ihm ihr Geheimniß zu offenbaren, wenn er nie auf ein Mittel denken wollte, ihren Wunsch zu befriedigen. Vielgeliebt versprach es und erfuhr den Gegenstand des Kummers seiner Schönen.

Nach dem Abendessen, als sich jedes auf sein Zimmer begeben hatte, ging Vielgeliebt in den Stall, sattelte sein Pferd und ritt davon, ohne Jemanden ein Wort zu sagen. Seine Abwesenheit wurde bald bemerkt, und die ganze Familie gerieth in großen Schrecken. Der König ließ sie den folgenden Tag zu Tische bitten; aber sie ließen sagen, ihr Bruder habe sie eben verlassen und sie wären nicht im Stande, während seiner Abwesenheit das mindeste Vergnügen zu genießen. Sie ließen bitten, daß der König sie entschuldigen möchte. — Die Prinzessin war untröstlich. Das tanzende Wasser und der singende Apfel machten ihr keine Freude mehr. Ohne Vielgeliebt war ihr alles gleichgültig.

Vielgeliebt irrte in der Welt umher und fragte überall nach dem grünen Vogel, der alles weiß. Niemand wußte ihm etwas davon zu sagen; endlich begegnete er einem ehrwürdigen Greis, der ihn in sein Haus führte und ihm auf der Landkarte den Weg zeigte, den er nehmen mußte, um zu dem grünen Vogel zu kommen, der auf der Spitze eines ungeheuren Felsens horste. Der Prinz schenkte dem Alten einen Beutel voll der schönsten Perlen, die er aus seinen Haaren gekämmt hatte.

Beim Aufgang der Sonne erblickte er den Felsen, der sich steil bis zu den Wolken erhob, und auf seiner Spitze den grünen Vogel, der wie ein Orakel sprach und die schönsten Dinge von der Welt sagte. Er schien gar nicht scheu, sondern ging und kam und hüpfte mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit von einer Felsenspitze auf die andere. Der Prinz stieg vom Pferd, klimmte hinan und glaubte schon nach dem Vogel greifen zu können, als sich der Felsen mit einemmal öffnete und er in einen weiten Saal hinabstürzte, wo er unbeweglich wie eine Bildsäule stehen blieb, ohne sich regen und bewegen zu können. Dreihundert Ritter, welche wie er auf dieß Abenteuer ausgegangen waren, befanden sich in demselben Zustand, und ihr einziger Trost war, daß sie alle ein gleiches Schicksal hatten.

Die arme Schöngestirn gerieth indeß in eine solche Unruhe, daß sie in eine gefährliche Krankheit fiel. Die Aerzte bemerkten, daß der Sitz ihres Uebels in ihrem Gemüthe sey, und ihre Brüder, die sie alle zärtlich liebten, drangen so lange in sie, ihnen die Ursache ihrer Melancholie zu entdecken, bis sie ihnen gestand, sie mache sich Vorwürfe über die Abwesenheit ihres Bruders Vielgeliebt, die sie nicht länger ertragen könne. Sonnenkönig beschloß sogleich, ihn aufzusuchen, um seine arme Schwester zu trösten.

Auch er kam an den Felsen, den der grüne Vogel bewohnte, machte einen Versuch, ihn zu fangen, und fiel in den Saal hinab. Der erste Gegenstand, der ihm in die Augen fiel, war Vielgeliebt. Der Zustand der beiden Brüder, die sich sahen, ohne sich sprechen zu können, war unbeschreiblich peinlich.

Schöngestirn hoffte jeden Augenblick, ihre beiden Brüder zurückkehren zu sehen. Aber da ein Tag nach dem

andern verstrich, ohne daß ihre Hoffnung erfüllt wurde, weinte und klagte sie so heftig, daß Prinz Glücklich den Entschluß faßte, seine Brüder aufzusuchen. Schöngestirn widersetzte sich anfänglich; aber er führte ihr so viele Gründe an, daß sie ihm endlich nachgeben mußte. Er nahm zärtlich Abschied von ihr und überließ sie ihrem nagenden Kummer.

Wer war aber froher, als Feintise, da sie die Abreise des dritten Prinzen erfuhr. Sie benachrichtigte sogleich die Königin von dem Ausgang ihres Unternehmens, und versprach ihr jetzt mit mehr Zuversicht als je, die ganze Familie zu Grunde zu richten. In der That hatte Glücklich kein besseres Schicksal, als seine Brüder. Auch er ward zur Bildsäule und fand, wie sie, seinen Platz in dem großen Saal in einer crystallenen Nische, wo er ungestört seinen Betrachtungen nachhängen konnte.

Als nun Schöngestirn wiederum eine geraume Zeit auf Nachrichten von ihren Brüdern geharrt hatte, blieb ihr nichts mehr übrig, als sich selbst auf den Weg zu machen. Sie gab ihren Leuten Befehl, ein halbes Jahr auf sie zu warten, und wenn sie während dieser Zeit nicht wieder käme und auch nichts von sich hören ließe, so sollten sie dem Corsaren und seiner Frau die Nachricht von ihrem Tode bringen. Sie zog hierauf Mannskleider an und ritt davon. Feintise, die sie abreisen sah, glaubte sich nun auf dem Gipfel ihrer Wünsche, lief in den Pallast und brachte der Königin diese gute Nachricht.

Die Prinzessin hatte sich blos mit einem Helm gerüstet, dessen Visir sie niemals aufzog, aus Furcht, für ein Frauenzimmer erkannt zu werden. Es war im Winter, als sie abreiste, und in dem Lande, in welchem der grüne Vogel wohnte, gab es niemals Sonnenschein.

Die heftige Kälte hielt Schöngestirn nicht auf; rastlos

eilte sie dem Ziel ihrer Reise zu. Sie war nicht mehr weit davon entfernt, als sie eine Taube, weiß und kalt wie der Schnee, auf dem Wege liegen sah. Das Mitleiden ergriff sie, und bei aller Ungeduld, den Felsen zu erreichen, stieg sie dennoch vom Pferde, nahm die Taube auf, wärmte sie in ihren Händen, und an ihrer Brust. Alles schien umsonst. Sie drückte sie endlich an ihren Mund und suchte ihr Athem einzuhauchen. Nun schlug die Taube die Augen auf, sah Schöngestirn an und sagte mit einer sanften melodischen Stimme: Ich kenne dich, Schönste, auch in dieser Verkleidung. Wisse, daß du ein Unternehmen vorhast, das dir ohne meine Hülfe niemals gelingen wird. Wenn du an den Berg gekommen bist, so bleibe am Fuße desselben und singe das schönste Lied, das du weißt. Der grüne Vogel wird dir zuhören und die Stelle suchen, von wo der Gesang kömmt. Stelle dich dann, als ob du schliefst, ich werde bei dir bleiben. Wenn dann der grüne Vogel herunter kömmt, mich zu hacken, so wirst du die Gelegenheit ersehen, ihn zu fangen.

Diese Worte waren für die Prinzessin ein großer Trost. Sie kam an den Felsen und fand hier die Pferde ihrer Brüder grasend. Dieser Anblick erneuerte ihren Schmerz; sie setzte sich nieder und weinte. Aber der grüne Vogel sagte so trostreiche Dinge, daß ihr Herz wieder ganz leicht wurde. Sie trocknete ihre Thränen und begann mit lauter Stimme ein so schönes Lied, daß die Prinzen im Saal es vernahmen und ihr Herz von süßem Entzücken durchdrungen fühlten.

Der grüne Vogel wurde bald aufmerksam. Er sah sich um, und erblickte die Prinzessin, die ihren Helm abnahm, um mit größerer Bequemlichkeit schlafen zu können, und die Taube, die um sie her flatterte. Bei

diesem Anblick hüpfte er leise herab und hackte auf die Taube; aber ehe er ihr drei Federn ausgehackt hatte, war er von Schöngestirn gefangen.

Ach! rief er aus, was willst du von mir? Was hab ich dir gethan, daß du mich unglücklich machen willst? Schenke mir meine Freiheit und fordre dafür, was du verlangst, es soll dir gewährt seyn. — Ich verlange vor allen Dingen meine Brüder, antwortete Schöngestirn, deren Pferde am Fuße dieses Felsen weiden und die folglich nicht weit von hier entfernt seyn können. — Dein Wunsch soll erfüllt werden, antwortete der grüne Vogel. Zupfe die rothe Feder aus, die ich unter meinem Flügel habe, und berühre den Felsen damit. — Die Prinzessin ließ sich dieß nicht zweimal sagen; sie thats, und in demselben Augenblick rollte der Donner, helle Blitze leuchteten, Sturm tobte um sie her. Immer aber hielt sie den grünen Vogel fest; dreimal berührte sie den Felsen mit der rothen Feder, und mit einem entsetzlichen Krachen spaltete er sich von oben bis unten. Der Saal, welcher die bezauberten Ritter in sich faßte, lag offen vor ihren Augen, und der erste Gegenstand, den sie erblickte, war Vielgeliebt. Sie lief mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu, aber der arme Prinz konnte ihr nicht entgegen kommen und ihr die Freude nicht an den Tag legen, die sein Herz bei ihrem Anblick empfand. Der grüne Vogel wurde von neuem gefragt, wie der Zauber aufzuheben sey. Er sagte, man müsse ihnen Mund und Augen mit der rothen Feder reiben; kaum war dieses an den drei Prinzen und noch einigen andern Rittern geschehen, als sie sich in ihre Arme warfen, sie mit den zärtlichsten Namen nannten, und für die Erlösung aus einem so peinlichen Zauber dankten.

Arm in Arm verließen sie nun den traurigen Saal,

um sich wechselseitig ihre Abenteuer zu erzählen; aber vorher hatte der grüne Vogel auch noch ein Wort zu reden. Er bat noch einmal um seine Befreiung. Schöngestirn ging nach der Taube, um ihren Rath zu vernehmen; aber sie war nicht mehr da. Die Prinzessin gab also dem grünen Vogel zu verstehen, daß ihr seine Eroberung allzuviel Mühe und Angst gekostet habe, um die Früchte derselben so leichtsinnig aus den Händen zu lassen. Sie stiegen nun alle vier zu Pferde und machten sich auf den Weg.

Die Königin Mutter, welche ganz gewiß geglaubt hatte, daß sie nie wieder etwas von den vier Kindern hören würde, erneuerte bei dem König ihre Vorstellungen, daß er sich wieder verheirathen möchte, und sie setzte ihm so zu, daß er sich entschloß, eine ihr verwandte Prinzessin zur Gemahlin zu nehmen. Vorher mußte aber die Ehe mit der Königin Blondchen, die noch immer bei ihrer Muttter auf dem Lande wohnte, für ungültig erklärt werden. Um sie recht zu demüthigen, ließ die alte Königin sie an den Hof holen, wo sie in tiefer Trauer erschien.

Wiewohl die Zeit und der Kummer an ihren Reizen genagt hatte, war sie doch noch die Schönste des Hofs. Der König war über ihren Anblick gerührt, und wagte es nicht, seine Augen auf sie zu richten.

Als der Tag der Hochzeit bestimmt war, ließ der König alle Fremden, die sich in seiner Residenz aufhielten, einladen, und er hatte ganz ausdrücklich befohlen, die vier schönen Kinder nicht zu vergessen. Diese kamen gerade den ersten Hochzeittag von ihrer Reise zurück. Man erzählte ihnen die Geschichte des Königs, und lud sie zur Hochzeitfeierlichkeit auf das Schloß.

Schöngestirn setzte sich sogleich an ihre Toilette, und

ihre Kammerfrauen vergaßen nichts, um ihre Reize durch einen geschmackvollen Anzug in ihrem vollen Glanze zu zeigen. Ihre blonden Haare mit den schönsten Diamanten durchflochten, fielen in großen Locken bis zur Erde herab. Der goldne Stern strahlte auf ihrem Haupte, sie glich der Morgenröthe, wenn sie am Himmel hervortritt. Ihre Brüder, besonders Prinz Vielgeliebt, waren nicht weniger schön. Sie stiegen alle vier in einen prächtigen Wagen, welchen zwölf milchfarbne Schimmel zogen, deren Zeug über und über mit Gold und Diamanten bedeckt war. Der König kam ihnen bis an die Treppe entgegen. Der singende Apfel ließ Melodien von Bellini und Rossini hören, das tanzende Wasser tanzte wie die Taglioni, der grüne Vogel sprach wie ein Orakel. Der König war bei ihrem Anblick wie bezaubert. Er umarmte sie und dankte ihnen für das Vergnügen, das sie ihm durch ihre Gegenwart machten.

Jetzt kam die Königin Mutter, ihre künftige Schwiegertochter und die Admiralin Rothköpfchen in den Saal. Auch die vorige Königin, welche jetzt den Scheidebrief von ihrem Gemahl bekommen sollte, wurde hereingeführt, mit einem ledernen Riemen um den Hals und neben ihr die drei Hunde, welche sie geboren haben sollte. Man führte sie bis mitten in den Saal und wies ihr einen Platz an einem einzelnen Tischchen an, das mit den schlechtesten Speisen besetzt war.

Der König stellte seiner Mutter die vier schönen Kinder vor, von denen sie geglaubt hatte, sie wären längst nicht mehr auf der Welt. Sie schoß einen wüthenden Blick auf Feintisen, die selbst nicht weniger betroffen war. Indeß wußte sie sich so gut zu verstellen, daß Niemand etwas von ihrer Verlegenheit merkte.

Gegen das Ende der Mahlzeit wendete sich der König

Bayerische Staatsbibliothek München

zu Schöngestirn und sagte zu ihr: Ich habe gehört, daß Sie in dem Besitz von drei unvergleichlichen Schätzen sind; ich wünsche Ihnen Glück dazu, und Sie werden mir ein großes Vergnügen machen, wenn Sie mir erzählen, wie Sie dazu gelangt sind. — Ich mache mir ein Vergnügen daraus, Ihnen zu gehorchen, antwortete sie. Man hatte mir gesagt, daß das tanzende Wasser schön mache, und daß der singende Apfel Verstand und Witz verleihe. Ich wünsch e sie also zu besitzen. Den kleinen grünen Vogel, welcher alles sagt, wünschte ich aus einer andern Ursache zu haben. Wir sind arme, verlaßne Kinder, die ihre Eltern nicht kennen, und so hoffen wir, daß uns der grüne Vogel darüber Aufschluß geben würde. — Nun? fragte der König, und was hat er Ihnen denn gesagt? — Ich muß Ew. Majestät gestehen, erwiederte sie, daß wir auf dem ganzen Weg so viel von unsern Abenteuern zu erzählen hatten, daß wir noch keine Zeit gefunden haben, dem Vogel diese Frage vorzulegen. Aber wir haben alle drei Seltenheiten bei uns, und es hängt nur von Ew. Majestät ab .... Auf der Stelle, erwiederte der König, Sie haben mich sehr neugierig gemacht.

Aber mein Himmel, hub die Königin Mutter an, wie können Sie ihre Würde so vergessen, sich mit Leuten einzulassen, deren Herkunft so dunkel ist; und da Sie einmal die Unbesonnenheit begangen haben, sie an ihre Tafel einzuladen, so würden Sie wohlthun, nicht weiter nach ihrer Geburt zu forschen, die aller Wahrscheinlichkeit nach nicht weit her ist. Und die Seltenheiten, die man ihnen zeigen will .... nun wahrhaftig, ich dächte, Sie hätten Taschenspielerkünste genug gesehen.

Schöngestirn und ihre Brüder errötheten bei diesen Worten, die äußerst beleidigend für sie waren; aber der König bat die Kinder, ihr Betragen nicht übel zu

nehmen, und reichte ihnen die Hand, zum Zeichen der Freundschaft. Hierauf nahm Schöngestirn ein krystallenes Becken und goß das tanzende Wasser hinein, das sich anfänglich wie das stürmische Meer bewegte, dann sich nach dem Takt erhob und senkte, tausenderlei Farben annahm, und das Becken auf der ganzen Tafel umhertrieb. Endlich fuhren einige Tropfen desselben dem Stallmeister ins Gesicht, der sich immer sehr freundlich gegen die Kinder betragen hatte, und der verdienstvollste und häßlichste Mann am Hofe war. Sobald ihn das Wasser berührte, verschwand seine Häßlichkeit und er wurde so schön, daß man ihn kaum noch erkannte. Jedermann schrie vor Verwunderung auf und wünschte dem Stallmeister Glück. — Nachdem sich das Getöse ein wenig gelegt hatte, legte Schöngestirn den singenden Apfel auf das Wasser, der sogleich ein Conzert anstimmte, wie man noch nie am Hofe gehört hatte. Der König und der ganze Hof waren darüber entzückt, und der weite Saal erschallte noch von Ausrufungen, als Schöngestirn einen kleinen goldenen Käfig hervorzog, in welchem der grüne Vogel saß, der sich mit nichts als Diamantenstaub und dem Wasser aufgelöster Perlen nährte. Sie nahm ihn mit der größten Sorgfalt heraus und setzte ihn auf den Apfel, der aus Ehrfurcht schwieg, um den Vogel zu Wort kommen zu lassen. Dieser wendete sich sogleich an den König und fragte ihn, was er zu wissen verlange? — Wir wünschen alle zu erfahren, antwortete dieser, wer diese schönen Kinder sind? — O! König, erwiederte der Vogel mit einer starken und vernehmlichen Stimme: Schöngestirn ist deine Tochter, Sonnenkönig und Glücklich sind deine Söhne und Vielgeliebt ist der Sohn deines Bruders. Hierauf erzählte er die ganze Geschichte mit der größten Genauigkeit.

Bayerische Staatsbibliothek München

Die arme verstoßene Königin war während dieser Erzählung herbeigeschlichen, hatte die Kinder betrachtet und sie sogleich für die ihrigen erkannt. Der König zerfloß in Thränen, seine Kinder warfen sich ihm zu Fußen und umfaßten seine Kniee. Er drückte sie mit der größten Zärtlichkeit an sein Herz. Man hörte nichts als Schluchzen, und Töne der Freude, der Verwunderung, der Theilnahme. Der König ging auf seine Gemahlin zu, die sich noch in einiger Entfernung hielt, umarmte sie und ließ sie neben sich niedersetzen.

Die Freude der Eltern und Kinder, ihre Thränen, ihre wechselseitigen Umarmungen sind nicht zu beschreiben. Der König dankte der Prinzessin, mit der er versprochen war, für ihre Güte, und entschädigte sie mit einem kostbaren Geschenke von Edelsteinen. Seine Mutter verbannte er vom Hof und ließ ihr einen Thurm zum Aufenthalt anweisen; die Admiralin und Feintise aber wurden in ein finsteres und feuchtes Gefängniß geworfen, wo sie täglich mit den drei Hunden speisten, die sie der Königin untergeschoben hatten.

Niemand war vergnügter als Schöngestirn und Vielgeliebt, denn sie sahen dem Augenblick entgegen, wo sie durch ewige Vereinigung glücklich werden sollten. Der König bot seinem Neffen selbst die Hand seiner Tochter an, und wollte, daß die Hochzeit noch denselben Tag gefeiert werden sollte.

Nun war es aber auch billig, daß ihre Mutter, die Prinzessin, die seit so langer Zeit auf ihrem Landhause gelebt hatte, die Einsamkeit verließ, um an der öffentlichen Freude Theil zu nehmen; die kleine alte Fee, die vor vielen Jahren bei ihr gespeist hatte, kam auf einmal zu ihr, und erzählte ihr alles, was am Hofe vorgegangen war. Lassen Sie uns hinfahren, sagte sie,

Bayerische Staatsbibliothek München

unterwegs will ich Ihnen alles erzählen, was ich für Ihre Familie gethan habe. Sie stiegen hierauf zusammen in einen Wagen von Gold, vor welchem eine Menge Gardisten und viele Musikanten einherzogen. Hier erzählte die Fee der Prinzessin die ganze Geschichte ihrer Enkel, die sie unter der Gestalt einer Taube so oft gerettet hatte.

Die gute Prinzessin dankte der wohlthätigen Fee unter tausend Thränen für alle diese Wohlthaten und unter Freudenruf kamen sie an. Der König empfing sie mit vielen Freundschaftsbezeugungen, und die Königin Blondchen mit ihren Kindern erschöpften sich in Danksagungen gegen die Fee, der sie so viele Verbindlichkeiten schuldig waren. Jetzt erfuhr auch der König zum erstenmal, daß seine Schwiegermutter, die er immer für eine arme Bäuerin gehalten hatte, eine geborne Prinzessin war. Dieß einzige hatte noch zu dem Glück des Monarchen gefehlt. Das Fest endigte mit der Vermählung des Prinzen Vielgeliebt und der Prinzessin Schöngestirn. Man ließ auch nun den Corsaren und seine Frau kommen, um sie für die Sorgfalt zu belohnen, mit der sie die königlichen Kinder erzogen hatten, und sie wurden endlich nach langen Leiden alle glücklich.

10.

Eselshaut.

Es war einmal ein sehr großer König, den seine Unterthanen liebten, und alle seine Nachbarn und Bundesgenossen ehrten, und den man daher mit allem Rechte den glücklichsten Monarchen nennen konnte. Dieß Glück wurde noch durch eine schöne und tugendhafte Gemahlin vermehrt, mit der er in vollkommener Eintracht lebte. Der Himmel hatte ihnen eine Tochter geschenkt, die mit so vielen Reizen begabt war, daß sie nicht nöthig hatten, sich mehrere Kinder zu wünschen.

Ueberfluß, Pracht und Geschmack herrschte in seinem Palaste. Seine Minister waren weise und thätig, seine Höflinge tugendhaft, seine Bedienten treu und emsig. Sein Marstall war voll der schönsten Pferde, die mit prächtigem Zeuge bedeckt waren. Das Merkwürdigste in diesem Marstalle war ein Esel mit langen Ohren, der oben an stand, und vor seinen Brüdern in der Mühle, dem Ansehen nach, nicht das mindeste voraus hatte. Indessen hatte ihm der König diesen Ehrenplatz aus guten Gründen zugetheilt. Die Eigenschaften dieses außerordentlichen Thieres verdienten alle nur mögliche Auszeichnung, weil ihn die Natur mit dem seltenen Talente begabt hatte, daß sich alles Futter, das er bekam, bei ihm

in Gold verwandelte, und seine Streu jeden Morgen mit einer großen Menge schöner blanker Louisd'or, Carolinen, Dublonen, Guineen und Dukaten bedeckt war.

Kein Glück in der Welt ist dauerhaft und die Könige sind so gut wie die gemeinsten ihrer Unterthanen den Launen des Glückes ausgesetzt. Der König erfuhr die Wahrheit dieses Satzes nur allzubald. Die Königin fiel in eine schwere Krankheit, aus welcher alle Geschicklichkeit der Aerzte sie nicht zu retten vermochte. Die Trauer war allgemein. Der König war untröstlich, aber das half alles nichts. Die Götter und Feen blieben ungerührt. Als die Königin die Annäherung des letzten Augenblicks fühlte, faßte sie ihren Gemahl, der an ihrem Bette in Thränen zerfloß, zärtlich bei der Hand und sagte zu ihm: Gewähren Sie, daß ich jetzt noch etwas von Ihnen fordere. Wenn Sie sich wieder verheirathen sollten ..... Bei diesen Worten konnte sich der König gar nicht mehr fassen, und versicherte unter lautem Schluchzen, daß sie nicht von einer zweiten Ehe sprechen sollte. Nein, sagte er weinend, sprechen Sie lieber von meinem Tode. — Der Staat, antwortete die Königin, hat das Recht, einen Nachfolger zu fordern, und wird vielleicht in Sie dringen, sich zum zweitermale zu verheirathen, um ihm auch Söhne zu schenken, die Ihnen gleichen. Aber dann bitte ich Sie bei allem, was heilig ist, und bei aller Liebe, die Sie stets für mich gehabt haben, dieß nicht eher zu thun, als bis Sie eine schönere Prinzessin gefunden haben, als ich bin. Schwören Sie mir dieses zu, und ich sterbe zufrieden. Wahrscheinlich glaubte die Königin, daß es schwer seyn würde, Jemand zu finden, der ihr an Schönheit gliche, und hoffte, ihren Gemahl dadurch von einer zweiten Heirath abzuhalten. Sie starb endlich und der Schmerz ihres Gemahls war ausgelassen. Er weinte

Tag und Nacht; Seufzer waren alles, was man von ihm hörte.

Ein heftiger Schmerz dauert nicht lange. Ueberdieß versammelten sich die Großen des Reichs und baten den König einstimmig, zu einer zweiten Vermählung zu schreiten. Diese Bitte erneuerte seinen Schmerz und kostete ihm neue Thränen. Er führte den Eid an, welchen er seiner verstorbenen Gemahlin geleistet hatte und forderte alle seine Räthe auf, eine schönere Prinzessin zu finden. Er hielt dieses für unmöglich. Aber der Geheimerath wollte dieses Versprechen nicht gelten lassen und meinte, daß es hier gar nicht auf die Schönheit, sondern auf die Tugend der neuen Königin ankäme. Der Staat verlange um seiner eigenen Sicherheit und Ruhe willen männliche Thronerben zu sehen. Denn obgleich die Prinzessin alle nöthige Eigenschaften besäße, um einen Staat wohl zu regieren, so würde man doch in der Nothwendigkeit seyn, ihr einen Fremden zum Gemahl zu geben. Dieser würde sie entweder mit in sein Land nehmen, oder, wenn er auch in diesem Königreiche selbst herrschte, so würden doch seine Kinder nicht mehr von der herrschenden Linie seyn, und es könnte dann leicht zu Kriegen kommen, welche dem Reiche den Untergang brächten. — Diese Vorstellungen machten Eindruck auf den König, und er versprach alles zu thun, was zur Zufriedenheit und Sicherung seiner Unterthanen beitragen könnte.

In der That sah er sich auch unter den Prinzessinnen, welche zu verheirathen waren, um, und erhielt alle Tage ein neues Porträt; aber so schön diese immer waren, so kam doch nichts den Reizen der verstorbenen Königin bei. Er konnte also zu keinem festen Entschlusse kommen. Während er sich mit diesen Gedanken beschäftigte, ward er unglücklicherweise gewahr, daß seine Tochter nicht nur

unbeschreiblich schön und reizend war, sondern daß sie auch die Königin, ihre Mutter, an Verstand und Anmuth des Geistes bei weitem übertraf. Ihre Jugend, ihre schöne und frische Farbe entzündete in dem König eine so heftige Liebe, daß er ihr endlich gestand, er wolle sie heirathen, weil sie allein ihn seines Eides entbinden könnte.

Die junge Prinzessin, voll Tugend und Ehrliebe, erschrack über diesen entsetzlichen Antrag. Sie warf sich ihrem Vater zu Füßen, sie beschwor ihn bei allem, was ihm theuer war und mit aller Beredtsamkeit, sie nicht zu einem solchen Verbrechen zu zwingen.

Der König hatte sich aber nun einmal diese sonderbare Grille in den Kopf gesetzt und fragte einen alten Druiden über die Sache um Rath, um das Gewissen seiner Tochter zu beruhigen. Dieser Druide, dem es mehr um die Befriedigung seines Geizes als um die Religion zu thun war, wußte den König so einzunehmen, daß er ihn nicht nur über das Verbrechen, welches er begehen wollte, vollkommen beruhigte, sondern ihm die Heirath mit seiner Tochter sogar als ein Werk der Gottseligkeit vorstellte. Der König war mit dieser Entscheidung, welche seinen Wünschen schmeichelte, höchst zufrieden, umarmte den Druiden und kehrte mit dem festen Vorsatze zurück, sein Projekt auszuführen. Er ließ also seiner Tochter befehlen, ihm Gehorsam zu leisten und sich bereit zu halten, seine Hand anzunehmen.

Die junge Prinzessin wußte nun keinen andern Rath, als zu der Fee Je-länger-je-lieber, ihrer Pathe, zu gehen und sich bei ihr zu befragen, was sie thun müsse. Sie machte sich des Nachts mit einem kleinen Cabriolet auf den Weg, welches von einem großen Widder gezogen wurde, der alle Wege auf ein Haar wußte.

Sie kam glücklich an. Die Fee, welche sie von ganzem Herzen liebte, sagte ihr gleich: sie wüßte schon, warum sie käme, und sie sollte nur ganz unbekümmert seyn; wenn sie ihrem Rathe treulich folgte, so würde ihr Niemand etwas zu leide thun. Es würde allerdings ein sehr großes Verbrechen seyn, fuhr sie fort, mein liebes Kind, wenn du deinen Vater heirathen wolltest; aber du kannst es vermeiden, ohne dich ihm gerade zu widersetzen. Bitte ihn, ehe du dich weiter auf etwas einläst, um ein Kleid von Wetterfarbe; mit allen seinen Reichthümern und aller seiner Liebe zu dir wird er dir dieß doch gewiß nicht schaffen können. Die Prinzessin dankte ihrer Pathe; und den andern Morgen sagte sie zu ihrem Vater, was ihr die Fee gerathen hatte, und versicherte, daß sie schlechterdings ihr Wort nicht von sich geben würde, wenn sie nicht ein Kleid von Wetterfarbe bekäme. Der König, froh, einige Hoffnung zu erhalten, ließ sogleich die geschicktesten Fabrikanten des ganzen Königreichs zu sich fordern, und befahl ihnen, ein solches Kleid zu verfertigen mit der Drohung, wenn sie es nicht zu Stande brächten, sie alle aufhängen zu lassen. Sie ersparten ihm den Verdruß, seine Drohung erfüllen zu müssen, denn schon den andern Tag brachten sie das verlangte Kleid. Der Himmel ist nicht so blau', wenn goldne Wolken ihn umgeben, als dieses schöne himmelblaue Kleid, als man es von einander schlug. Die Prinzessin war ganz niedergeschlagen, da sie es sah und nichts daran tadeln konnte. Sie wußte nun gar nicht mehr, was sie anfangen sollte. Der König drang auf eine entscheidende Antwort und sie reiste noch einmal zu ihrer Pathe, die sich wunderte, daß ihr Rath keinen bessern Erfolg gehabt hatte. Sie gab ihr also den Anschlag, noch ein Kleid von Mondfarbe zu fordern. Der König, der seiner Tochter nichts

abschlagen konnte, ließ wiederum die geschicktesten Fabrikanten zu sich fordern, und befahl ihnen auf das eiligste ein Kleid von Mond-Farbe zu machen. Das Kleid war in vier und zwanzig Stunden fertig. Die Prinzessin konnte dieser außerordentlichen Arbeit ihre Bewunderung nicht versagen, aber da sie mit ihrer Amme und ihren Kammerfrauen wieder allein war, zerfloß sie beinahe in Thränen. Da erschien ihr die Fee, die um alles wußte, um sie in ihrer Betrübniß zu trösten, und sagte zu ihr: ich müßte mich sehr irren, oder dein Vater wird nicht im Stande seyn, dich zu befriedigen, wenn du ein Kleid von Sonnenfarbe forderst. Ich glaube nicht, daß man dieß machen kann und wir werden wenigstens etwas Zeit gewinnen. Die Prinzessin war es zufrieden und forderte ein solches Kleid. Der verliebte König getraute sich nicht, es ihr abzuschlagen, sondern gab alle Diamanten und Rubinen aus seiner Krone zu dieser Arbeit her, und befahl zugleich, daß man durchaus nichts sparen sollte, um dieses Kleid der Sonne gleich zu machen. In der That, da das Kleid kam und ausgebreitet wurde, mußten alle Anwesende die Augen zumachen, um nicht von dem Glanze desselben blind zu werden. Man hatte nie etwas Schöneres und Künstlicheres gesehen. Die Prinzessin, statt sich zu freuen, war ganz bestürzt und begab sich auf ihr Zimmer unter dem Vorwande, daß ihr die Augen davon wehe thäten. Hier erwartete sie ihre Pathe, ganz beschämt über die Vereitlung ihres Anschlags und voller Zorn gegen den König. Endlich, meine Tochter, sagte sie, wollen wir deinen Vater doch auf eine Probe setzen, die er nicht aushalten soll. Er glaubt der Erfüllung seiner Wünsche nun sehr nahe zu seyn, aber ich denke, daß die Bitte, die ich dir rathen will zu thun, ihn etwas aus der Fassung bringen soll. Gehe hin und bitte ihn

um die Haut seines Gold=Esels, den er so sehr liebt und der ihm das Geld zu allen seinen Ausgaben verschafft. Die Prinzessin war von Herzen froh, noch ein Mittel zu haben, einer Heirath aus dem Wege zu gehen, die sie verabscheute. Denn sie glaubte ganz gewiß, daß ihr Vater sich niemals entschließen würde, ihr seinen Esel aufzuopfern. Sie ging also zu ihm und bat ihn um das Fell dieses Wunder=Thiers. Der König war zwar etwas verlegen über diese Zumuthung, aber seine Liebe behielt die Oberhand, und er versprach ihr auch dießmal Gewährung ihrer Bitte. Der arme Esel mußte sein Fell hergeben. Man brachte es der Prinzessin, die nun gar keinen Ausweg mehr sah und in eine wahre Verzweiflung gerieth. In dem Augenblicke kam ihre Pathe und da diese sah, daß die Prinzessin sich die Haare ausraufte und das Gesicht zerkratzte, rief sie ihr zu: was machst du, meine Tochter. Der schönste Augenblick deines Lebens naht sich und du verzweifelst? Nimm diese Haut um; verlaß dein väterliches Haus und gehe so weit dich deine Füße tragen. Die Götter belohnen den, welcher der Tugend alles aufopfert. Geh' und laß mich für alles Uebrige sorgen. Ein Koffer mit Kleidern und Schmuck soll dir allenthalben unter der Erde nachfolgen. Nimm diesen Stab; wenn du deinen Koffer brauchst, so schlage damit auf die Erde und er wird sogleich hervorkommen. Aber eile aus diesem Hause und zaudre nicht länger.

Die Prinzessin umarmte ihre Pathe tausendmal und bat sie um ihren Schutz; dann nahm sie die häßliche Eselshaut um, bestrich ihr Gesicht mit Ruß und verließ den königlichen Palast, ohne von einer Seele erkannt zu werden.

Kaum war sie fort, so wußte man es schon im ganzen Hause und man kann denken, was ihr Verschwinden für

ein Aufsehen machte. Der König war untröstlich; denn er glaubte schon der Erhörung seiner Wünsche gewiß zu seyn, und hatte deßhalb ein herrliches Fest angeordnet. Er ließ sogleich seine ganze Leibgarde aufsitzen, um der Prinzessin nachzureiten; aber Niemand konnte sie finden; denn die Sorgfalt der Fee machte sie unsichtbar. Und da die Sache nun einmal nicht zu ändern war, so blieb dem Könige nichts übrig, als sich zu trösten.

Indeß setzte die Prinzessin ihren Weg immer fort. Sie ging weit weit weg und suchte allenthalben anzukommen; aber umsonst. Aus Mitleiden gab man ihr wohl einmal zu essen. aber weiter wollte man nichts mit ihr zu thun haben, denn sie war gar zu schmutzig. Endlich kam sie in eine schöne Stadt, vor deren Thore ein Meierhof lag. Die Pächterin hatte einen Küchenraz nöthig, der die Lappen auswüsche, die Tröge rein machte und die Truthühner=, Gänse= und Enten=Ställe fegte. Dazu schien ihr die arme Prinzessin nun gerade recht; man frug sie, ob sie dableiben wollte, und sie sagte mit Freuden ja! so müde war sie von dem langen Gehen. Man steckte sie in die Küche in einen Winkel, wo das Gesinde die ersten Tage sie unaufhörlich neckte und höhnte; denn sie war in ihrer Eselshaut gar zu häßlich. Mit der Zeit wurde man ihrer aber gewohnt; und da sie sehr emsig war und ihre Arbeit treulich that, so nahm sie die Pächterin in ihren Schutz. Sie trieb die Schaafe und Gänse auf die Weide; und in allem bewies sie so viel Geschicklichkeit, daß man glaubte, sie hätte zeitlebens nichts anders gethan.

Eines Tages saß sie an einem hellen Bache und weinte über ihr trauriges Schicksal, als ihre Augen auf das Wasser fielen und sie sich selbst in ihrer häßlichen Eselshaut sah, welche ihren ganzen Staat ausmachte.

Sie erschrack vor sich selbst und schämte sich. Hierauf wusch sie sich Gesicht und Hände ab, welche so weiß wie Elfenbein wurden. Und da sie sah, daß ihre natürliche Farbe wieder zum Vorschein kam, bekam sie Lust sich zu baden, welches sie auch that. Indeß mußte sie ihre häßliche Eselshaut wieder umnehmen, um nach Hause zurückzukehren. Glücklicherweise war den andern Tag ein Feiertag, und sie hatte Zeit, ihren Koffer erscheinen zu lassen und ihre Toilette zu machen. Sie flocht ihre schönen Haare und zog das Wetterfarbne Kleid an. Ihr Kämmerchen war so klein, daß sie nicht einmal die Schleppe fallen lassen konnte. Die schöne Prinzessin besah sich im Spiegel und gefiel sich so wohl, daß sie beschloß, alle Sonn- und Feiertage ihre schönen Kleider eines nach dem andern anzuziehen. Das that sie denn nun auch und es war in dem traurigen Leben ihre einzige Erholung. Sie flocht dann Blumen und Diamanten in ihre schönen Locken und es that ihr manchmal Leid, keine andere Bewunderer zu haben, als ihre Schaafe, Truthühner und Gänse, die sie in der Eselshaut eben so gern sahen, als in dem schönsten Kleide.

Als sie einmal ihr Sonnenfarbnes Kleid angezogen hatte, kehrte der Sohn des Königs, dem der Meierhof gehörte, darin ein, um von der Jagd auszuruhen. Dieser Prinz war jung und wohlgebaut, der Liebling seiner Eltern und der Abgott seines Volkes. Er nahm ein ländliches Mal ein und kroch dann in den Höfen und in allen Winkeln des Hauses umher. Endlich kam er auch auf einen dunkeln Gang, an dessen Ende eine verschlossene Thüre war. Die Neugierde trieb ihn, durch das Schlüsselloch zu gucken. Wie erstaunte er, als er diese schöne und prächtig gekleidete Prinzessin erblickte, die ihn durch ihren edeln bescheidenen Anstand mit der

tiefsten Ehrfurcht erfüllte. Diese allein hielt ihn ab, die Thüre aufzustoßen, wozu er in der ersten Aufwallung der Leidenschaft sehr große Lust hatte.

Alsbald erkundigte er sich im Hause, wer denn die kleine Kammer bewohne? Man antwortete ihm, ein armes Mädchen, die man im Hause nur Eselshaut nennte, weil sie gewöhnlich eine Eselshaut trüge. Sie wäre so schmutzig, daß kein Mensch sie gern ansehen oder mit ihr reden möchte, und man hätte sie aus Mitleid aufgenommen, um die Schaafe und Gänse zu hüten.

Der Prinz war durch diese Nachricht schlecht berathen, aber er sah wohl, daß die guten Leute selbst nicht mehr wüßten, und so frug er denn auch nicht weiter. Indeß war er bis über die Ohren verliebt und da er wieder nach Hause kam, konnte er an nichts denken, als an sein Abenteuer, und das Bild der Göttin, die er durch das Schlüsselloch gesehen hatte, schwebte ohne Unterlaß vor seinen Augen. Seine Bescheidenheit fing ihn an zu gereuen und er nahm sich fest vor, das nächstemal gewiß anzupochen. Aber noch in der nemlichen Nacht zog ihm das Ungestüm seiner Leidenschaft ein Fieber zu, das ihn in kurzem an den Rand des Grabes führte. Alle Mittel wurden vergebens angewandt, und seine Mutter, welche nur den einzigen Sohn hatte, war in Verzweiflung. Vergebens versprach man den Aerzten die größten Belohnungen; alle ihre Kunst war nicht im Stande, den Prinzen zu retten. Endlich meinten sie, es müsse irgend ein heimlicher Kummer zum Grunde liegen, der die Krankheit verschlimmere. Sie theilten der Königin diese Vermuthung mit, und diese beschwor ihren Sohn, ihr die Quelle seiner Krankheit nicht zu verbergen. Sie versicherte ihn, daß er alles erhalten sollte, was er begehren würde; und wenn es auch selbst die Krone wäre, so

würde sein Vater sie mit Vergnügen auf das Haupt eines so geliebten Sohnes setzen. Wenn er etwa in eine Prinzessin verliebt wäre, mit deren Vater man im Kriege begriffen sey, oder über den man sonst gerechte Ursache zu klagen hätte, so würde man von Herzen gern die Forderungen der Politik den Forderungen seines Herzens nachstehen lassen. Mit Einem Worte, man wäre zu allem bereit, was ihm das Leben retten könnte, denn das Leben seiner Eltern hinge von dem seinigen ab. Die Königin endigte mit einem Strome von Thränen, der über das Gesicht ihres Sohnes herabfloß. — Liebste Mutter, antwortete er ihr nach einigem Stillschweigen mit schwacher Stimme, ich begehre die Krone meines geliebten Vaters nicht; möchte Gott sein Leben noch lange erhalten und ich noch lange Zeit der treuste seiner Unterthanen seyn. Aber eben so wenig habe ich daran gedacht, mich zu verheirathen. Aber, mein Sohn, erwiederte die Königin, es ist uns nichts zu kostbar, um dir das Leben zu retten; entdecke mir, was du wünschest, und sey versichert, daß es dir zugestanden werden soll.... Wohlan denn, versetzte der Prinz, mein heißester Wunsch ist, daß Eselshaut mir mit eigenen Händen einen Kuchen backe, und daß man mir ihn bringe, wenn er fertig ist. Die Königin glaubte, ihr Sohn phantasire, da er ihr den seltsamen Namen nannte, und frug ihn, wer denn Eselshaut sey? — Ihro Majestät, fiel einer von den dabei stehenden Bedienten ein, der das Mädchen von ungefähr gesehen hatte, es ist das häßlichste Murmelthier von der Welt, ein schwarzer Schmutzraz, der draußen auf Ihro Majestät Meierhofe dient und die Gänse und Truthühner hütet.... Gleichviel, antwortete die Königin. Mein Sohn hat vielleicht einmal beim Einkehren von der Jagd von ihrem Backwerke gegessen. Es ist eine Kranken-Idee;

aber ich muß mein Wort halten, und Eselshaut soll ihm gleich einen Kuchen backen. Nun schickte man auf den Meierhof, ließ Eselshaut kommen und befahl ihr, so gut sie konnte, einen Kuchen für den Prinzen zu backen.

Man will wissen, daß die Prinzessin es gewahr worden sey, als der Prinz durch das Schlüsselloch in ihre Kammer guckte; sie hatte ihn hierauf beim Weggehen durch ein kleines Fensterchen belauscht, ihn jung, schön und liebenswürdig gefunden. Sie hatte sich von der Zeit an sein Bild fest eingeprägt und das Andenken an ihn hatte ihr manchen Seufzer gekostet. Dem mag nun seyn wie ihm will, sie mag ihn gesehen oder von ihm gehört haben, genug, sie war froh, ein Mittel zu finden, ihm näher bekannt zu werden, schloß sich in ihre Kammer ein, warf ihre häßliche Haut ab, wusch sich Gesicht und Hände ab, strich ihre blonden Haare zurecht, legte dann ein schönes Corset und Rock von blankem Silberstoffe an und fing an einzumengen, wozu sie das feinste Mehl, die frischesten Eier und schönste Butter nahm. Unter dem Mengen kam ein Ring, den sie am Finger trug, vielleicht aus Vorsatz, in den Teig, und da der Kuchen fertig war, hullte sie sich wieder in ihre Haut, gab dem Bedienten den Kuchen und erkundigte sich nach den Gesundheitsumständen des Prinzen. Der Bediente wurdigte sie keiner Antwort und lief fort.

Der Prinz riß dem Bedienten den Kuchen aus der Hand und verschlang ihn mit einem Heißhunger, den die Aerzte für ein sehr schlimmes Zeichen hielten. In der That wäre er auch beinahe an dem Ringe erstickt, den er in dem Kuchen fand. Aber er nahm ihn sachte aus dem Munde und sein Heißhunger legte sich in etwas, um ihm Zeit zu lassen, den Ring zu bewundern, der aus einem einzigen Smaragd bestand. Dieser Smaragd war

in einem goldnen Reife eingefaßt, welcher so enge war, daß er nur an den zärtlichsten Finger passen konnte.

Tausendmal küßte er den Ring, verbarg ihn unter sein Kopfkissen und zog ihn alle Augenblicke wieder darunter hervor, so oft er glaubte, daß Niemand auf ihn Achtung gäbe. Indessen ward sein Fieber zusehends schlimmer; denn er dachte nun auf nichts, als wie er die zu sehen bekommen könnte, der dieser Ring gehörte. Er glaubte nicht, daß man ihm seine Bitte gewähren würde, wenn er verlangte, daß man die geschickte Bäckerin sollte kommen lassen, noch weniger wagte er Jemanden zu entdecken, was er durch das Schlüsselloch gesehen hatte, weil man ihn gewiß für wahnsinnig gehalten hätte. Diese Ideen, welche ihn von allen Seiten bestürmten, vermehrten natürlicherweise seine Krankheit, und da die Aerzte keinen Rath mehr wußten, so versicherten sie der Königin, daß der Prinz zuverläßig vor Liebe krank sey. Der König und die Königin eilten nun an das Krankenbett, und der König rief voller Verzweiflung aus: Mein liebster Sohn, nenne uns Deine Geliebte, sie mag seyn, wer sie will. Ja wäre sie auch die niedrigste Sclavin, so soll sie die Deinige seyn. Auch die Königin umarmte ihren Sohn und bekräftigte das Versprechen des Königs mit einem Eide. Der Prinz wurde endlich durch die Liebkosungen und Thränen seiner Eltern gerührt und sagte: Liebste Eltern! meine Meinung ist im geringsten nicht, eine Verbindung zu treffen, die Ihnen mißfallen könnte; und zum Beweise, daß ich die Wahrheit rede, so verspreche ich Ihnen, keine andere zu heirathen, als die, an deren Finger der gegenwärtige Ring paßt. Bei diesen Worten zog er den Ring unter seinem Kopfkissen hervor. Sie sehen, fuhr er fort, daß er schwerlich an den Finger einer gemeinen Dame passen dürfte.

Der König und die Königin nahmen den Ring, betrachteten ihn mit großer Aufmerksamkeit und waren so wie der Prinz der Meinung, daß dieser Ring nur an den Finger eines Frauenzimmers von Stande passen könne. Nun umarmte der König seinen Sohn, schwur, ihn zu retten, und befahl den königlichen Herolden, unter Pauken- und Trompetenschall in der ganzen Stadt auszurufen, daß alle Frauenzimmer auf das Schloß kommen sollten, um einen Ring anzuprobiren, und die, welcher er passen würde, solle den Kronerben heirathen.

Der Ausruf that seine Wirkung und das Schloß wurde von Stunde an mit Frauenzimmern angefüllt. Zuerst kamen die Prinzessinnen, dann die Gräfinnen, Reichsfreiherrinnen und Baronessinnen; aber sie mochten ihre Finger so dünn machen, wie sie wollten, der Ring ging doch nicht daran. Das Probiren kam nun an die Bürgermädchen; aber die niedlichsten unter ihnen hatten nicht so dünne Finger, als für den Ring nöthig waren. Der Prinz, der sich wieder ganz wohl befand, machte sich selbst das Vergnügen, allen den Ring anzuprobiren. Er kam endlich bis zu den Kammermädchen; aber auch diese machten ihr Glück nicht. Sie hatten nun alle durchprobirt und keiner hatte er gepaßt; als der Prinz befahl, die Küchenmägde und Gänsemädchen kommen zu lassen. Sie kamen auch, aber an ihren dicken, kurzen und rothen Fingern ging der Ring nicht über den Nagel. — Warum hat man Eselshaut nicht auch kommen lassen, die mir neulich den Kuchen gebacken hat? frug der Prinz. Alles im Zimmer fing an zu lachen, und man sagte ihm, sie sey gar zu schmutzig. Thut nichts, erwiederte der König, laßt sie nur den Augenblick kommen; man soll nicht sagen, daß ich Jemanden übergangen habe. Die Bedienten

gehorchten und machten sich unter Lachen und Schreien auf den Weg.

Die Prinzessin hatte die Trompeter und Pauker und den Ausruf des Herolds gehört, und leicht errathen, warum man diesen Lärm machte; aber sie liebte den Prinzen, und da die wahre Liebe furchtsam und frei von Eitelkeit ist, so schwebte sie in einer beständigen Angst, es möchte sich eine Dame mit eben so kleinen und zarten Fingern, als die ihrigen finden. Wie groß war ihre Freude, als die Hofbedienten kamen und an ihre Thüre pochten. Sie hatte sich schon zum Voraus darauf vorbereitet, ihren Kopfputz zurechte gemacht, ihr silbernes Corset und einen schönen Rock mit Spitzen besetzt und mit Brillanten verziert angezogen. Als sie an ihre Thüre klopfen hörte, nahm sie geschwind die Eselshaut um und machte die Thüre auf. Die Bedienten konnten vor Lachen kaum reden, und sie brachten mit vieler Mühe heraus, daß der König sie auf's Schloß kommen ließe, um seinen Sohn zu heirathen, führten sie dann unter beständigem Gelächter fort und brachten sie vor den Prinzen, der selbst über ihren häßlichen Aufzug erschrack und sich nicht einbilden konnte, daß es dieselbe wäre, die er durch das Schlüsselloch gesehen hatte. Niedergeschlagen und betrübt über seinen groben Irrthum, frug er sie: Ihr seyd es also, die unten auf dem dunkeln Gange in dem Meierhofe wohnt? — Ja, gnädigster Herr, antwortete sie.... So zeigt mir denn Eure Hand, fuhr er zitternd und mit einem tiefen Seufzer fort.... Sie gehorchte, und wie erstaunte König und Königin, Kammerherrn und Hofdamen und alle Anwesende, als aus der schwarzen, schmutzigen Eselshaut ein kleines, weißes und zartes Händchen zum Vorschein kam. Sie reichte es hin, und der Ring paßte sogleich an den niedlichsten Finger von der Welt. Jetzt warf

die Prinzessin auf einmal die Haut ab und erschien so schön und glänzend, daß der Prinz bei aller seiner Schwäche sich nicht enthalten konnte, vor ihr auf die Kniee zu sinken, so daß sie darüber erröthete. Aber nur wenig Leute bemerkten dieß, denn der König und die Königin eilten sogleich herbei, umarmten und frugen sie, ob sie ihren Sohn heirathen wolle; und die Prinzessin, die auf allen Seiten mit Liebkosungen bestürmt wurde, war eben im Begriffe, ihrer Dankbarkeit freien Lauf zu lassen, als sich die Decke des Zimmers öffnete und die Fee Je-länger-je-lieber auf einen aus Je-länger-je-lieber-Zweigen und Blumen geflochtenen Wagen herabstieg und die Geschichte der Prinzessin mit unbeschreiblicher Anmuth erzählte. Der König und die Königin waren entzückt, da sie hörten, daß ihre künftige Schwiegertochter eine große Prinzessin sey; aber den Prinzen rührte ihre Tugend mehr als ihre Herkunft, und seine Liebe wurde dadurch immer stärker. Kaum erlaubte seine Ungeduld, daß man die nöthigen Zurüstungen zu der Vermählung machen konnte. Der König und die Königin waren in ihre Schwiegertochter ganz vernarrt und umarmten sie einmal über das andere. Sie hatte erklärt, daß sie ohne die Einwilligung ihres Vaters nicht heirathen würde, und daher hatte man an ihn zuerst eine Einladung zum Hochzeitfeste geschickt, doch ohne ihm wissen zu lassen, wer die Braut war. So hatte es die Fee Je-länger-je-lieber verlangt, welche in allem mit Rath und That an die Hand ging. Aus allen fünf Welttheilen kamen Könige, Königinnen, Prinzen und Prinzessinnen herbei; einige in Porte-Chaisen, andere mit Extra-Post, andere in Cabriolets, wieder andere in großen Staatswagen mit 8 Pferden, Vorreitern, Jägern und Heiducken, die entfernteren auf Elephanten, Tiegern und Adlern, die

allerweitesten kamen über das Meer auf vielen Linienschiffen und Dampfbooten mit bunten Fahnen. Aber keiner kam in einem prächtigern Aufzuge, als der Vater der Prinzessin, der von seiner unsinnigen Liebe geheilt war und eine sehr schöne Königs-Wittwe geheirathet hatte, die ihm ein Königreich zubrachte. Kinder aber hatte er nicht. Seine Tochter eilte ihm entgegen. Er erkannte sie sogleich und umarmte sie mit der größten Zärtlichkeit, ehe sie noch Zeit hatte, sich vor ihm auf die Kniee zu werfen. Der König und die Königin stellten ihm den Bräutigam vor, den er mit Liebkosungen überschüttete. Die Hochzeit ward nun mit aller möglichen Pracht gefeiert, auf welche die jungen Eheleute wenig achteten; denn sie sahen und hörten nicht vor Liebe und Zärtlichkeit. Der König ließ seinen Sohn noch an demselben Abende krönen und setzte ihn selbst auf den Thron, ungeachtet sich dieser aus allen Kräften widersetzte. Die Feierlichkeiten dauerten beinahe ein ganzes Jahr; aber die Liebe der jungen Eheleute würde noch dauern, wenn sie nicht hundert Jahre darauf gestorben wären.

11.

Der Frosch
mit dem rothen Käppchen
oder
Geschichte der Prinzessin Miranda.

Es war einmal ein König, der in einen langwierigen Krieg mit seinen Nachbarn verwickelt war. Nach mehreren unglücklichen Schlachten belagerte der Feind die Hauptstadt. Dem König wurde für seine Gemahlin bange, er bat sie deßhalb, sich auf ein befestigtes Schloß zu begeben, wo er nur ein einzigesmal gewesen war. Die Königin suchte nun zwar ihren Gemahl durch Bitten und Thränen zu bewegen, sie bei sich zu behalten; aber er konnte sich nicht entschließen, sie so vielen Gefahren auszusetzen. Sie stieg also unter tausend Thränen in ihren Wagen, von der Leibwache des Königs begleitet, der ihr versprach, sie, so bald es möglich wäre, heimlich zu besuchen. Mit diesem Versprechen suchte er sie zu beruhigen; aber sein Ernst war es schwerlich; denn das Schloß war weit entlegen, und von einem dicken Walde umgeben, so daß man den Weg sehr gut wissen mußte, um es zu finden.

Die Königin reiste also mit dem größten Widerwillen ab, und langte, nach mehreren Tagreisen, in dem Schlosse an. Als sie sich ein wenig erholt hatte, wünschte

sie die umliegende Gegend zu sehen, aber sie fand nichts, was ihr Vergnügen machte; wohin sie ihre Augen richtete, sah sie dunkle Wälder und traurige Einöden, die ihre Melancholie vermehrten. Sie seufzte nach ihrem vorigen Aufenthalt, und alle Gefahren einer Belagerung schienen ihr nichts gegen die Einsamkeit, die sie umgab.

Täglich erhielt sie Briefe von ihrem Gemahl, der ihr die besten Nachrichten gab. Aber in der Entfernung von ihm fand sie keinen Trost, sie ward immer schwermüthiger und faßte endlich den festen Vorsatz, zu dem Könige zurückzukehren. Nun hatten aber alle ihre Bedienten den gemessensten Befehl, sie nicht eher zurückzubringen, als bis es der König erlaubte. Sie ließ also nichts von ihrer Absicht merken, sondern befahl, ihr einen kleinen einsitzigen Wagen einzurichten, um, wie sie sagte, bisweilen auf die Jagd zu fahren. Sie lenkte den Wagen selbst, und folgte den Hunden mit so großer Geschwindigkeit, daß die Jäger ihr niemals nachkommen konnten. Auf diese Weise hoffte sie der Aufsicht ihrer Begleiter zu entgehen. Nur eine Schwierigkeit war noch zu überwinden; sie wußte den Weg nicht durch den Wald, indeß hoffte sie, die Götter würden ihr beistehen. Nachdem sie ihnen also einige kleine Opfer dargebracht hatte, befahl sie, eine große Jagd anzustellen, und den ganzen Wald zu umzingeln, daß nichts entwischen konnte. Ihr Befehl ward befolgt; die Jäger vertheilten sich durch das Gebüsch, und auch die Königin, voll Hoffnung, ihren Gemahl in Kurzem wiederzusehen, nahm einen eigenen Weg. Sie hatte sich auf das herrlichste geschmückt; wer sie sah, vergaß, daß sie eine Sterbliche war, und verglich sie mit der Göttin der Wälder.

Als sie Alles mit der Jagd beschäftigt sah, ließ sie ihren Pferden den Zügel schießen und trieb sie an. Sie

gingen eine Zeitlang rasch vorwärts, aber bald setzten sie sich in Gallop und gingen durch. Die Königin gerieth in die größte Angst. Was hab ich unternommen? rief sie aus. Meine schwachen Hände sind nicht vermögend, diese unbändigen Thiere zu lenken. Ach! wenn der König es wüßte, daß ich seine zärtliche Fürsorge auf diese Weise belohne? daß ich mich den größten Gefahren aussetze? Wie reut mich nun meine Unbesonnenheit! Was wird aus mir werden? — So sprach die erschrockene Königin zu sich selbst, und die Luft tönte von ihren Klagen wieder. Sie rief Götter und Feen zu Hülfe; aber Götter und Feen schienen sie zu verlassen. Endlich fiel der Wagen um; die Königin klemmte den Fuß zwischen dem Rade und der Achse, und es bedurfte ein Wunder, um sie aus dieser Gefahr zu retten.

Die Pferde schleppten den Wagen fort, und die Königin blieb ohnmächtig liegen; ihr ganzes Gesicht war mit Blut befleckt. Lange Zeit hatte sie in diesem Zustande zugebracht; als sie endlich die Augen aufschlug und eine Frau von riesenmäßiger Größe neben sich stehen sah, die blos mit einer Löwenhaut bedeckt war. Ihre Arme und Beine waren nackt, ihre Haare mit einer trockenen Schlangenhaut gebunden, deren Kopf auf ihre Schultern fiel, eine steinerne Keule in der Hand und einen Köcher mit Pfeilen an ihrer Seite. Als die Königin diese schreckliche Figur neben sich sah, glaubte sie steif und fest, todt zu seyn, und sagte ganz sachte: Ich wundere mich nicht mehr, daß man so ungern stirbt. Was man in der andern Welt sieht, ist fürwahr nicht einladend. — Die Riesin hörte dieß, und konnte sich nicht enthalten, über den Irrthum der Königin laut zu lachen. Sey klug, sagte sie, und überzeuge Dich, daß Du noch lebst. Aber wisse zu gleicher Zeit, daß Dir Dein Leben wenig helfen wird.

Ich bin die Fee Lionne und wohne hier ganz in der Nähe; Du wirst Dir gefallen lassen, zu mir zu ziehen. Die Königin blickte sie traurig an und sagte zu ihr: Fee Lionne, wenn Sie mich in mein Schloß zurückbringen wollen, so können Sie von meinem Gemahl, was Sie wollen, zum Lösegeld fordern, und er wird es Ihnen mit Freuden zugestehen. Ja gewiß; er würde die Hälfte seines Königreichs daran setzen, um mich zu retten. — Nein, nein, erwiederte die Fee, ich bin reich genug, und mich gelüstet nicht nach Deinem Königreich. Aber zu Hause hab ich Langeweile, wenn ich allein bin, und vielleicht kannst Du mir die Zeit vertreiben helfen. — Bei diesen Worten nahm sie die Gestalt einer Löwin an, setzte die Königin auf ihren Rücken und trug sie in eine schreckliche Höhle, die ihr zur Wohnung diente. Sobald sie hier angekommen war, strich sie ihre Wunden mit einer heilsamen Salbe, worauf sie sich augenblicklich schloßen.

Die Königin wurde vom Schmerz fast erdrückt, als sie sich in diesem schrecklichen Aufenthalt sah. Zehntausend Stufen führten hier bis in den Mittelpunkt der Erde hinab; kein Strahl der Sonne drang in diese Tiefen ein, die von dem Licht großer Lampen erleuchtet wurden. Von allen Seiten umgaben gräßliche Ungeheuer die Königin; allenthalben ertönten die Stimmen der Uhu und Eulen, die sich mit dem dumpfen Gemurmel eines Baches mischten, der aus einem Felsen hervorschlich. Die Bäume standen kahl, ohne Blätter und Früchte; die Erde war mit Dornen und Disteln bedeckt.

Sobald die Königin im Stande war, zu arbeiten, sagte ihr die Fee, sie müßte sich eine Hütte bauen, weil sie ihre ganze Lebenszeit mit ihr zubringen würde. Als sie dieß hörte, stürzten ihr die hellen Thränen aus den Augen. Was hab ich Ihnen gethan, rief sie aus, daß

Sie mich hier einkerkern wollen? Wenn Ihnen das Ende meines traurigen Lebens Vergnügen macht, wohlan, so tödten Sie mich, dieß ist die einzige Wohlthat, die ich von Ihnen erwarte; aber verurtheilen Sie mich nicht zu einer Entfernung von meinem Gemahl, die mir schrecklicher ist, als der Tod. — Die Fee lachte über ihren Kummer, und befahl ihr, still zu seyn und nicht zu weinen, wenn sie ihre Gnade erhalten wollte. Suche Dich mir gefällig zu machen, setzte sie hinzu, oder es wird Dir nicht gut gehen. — Was muß ich denn thun, erwiederte die Königin, um Ihr Herz zu rühren? Das will ich Dir sagen, versetzte die Fee, ich bin eine außerordentliche Freundin von Fliegen-Pasteten; da kannst Du Dich sehr in meine Gunst setzen, wenn Du mir eine machst, die recht groß und schön ist. — Aber, mein Gott, erwiederte die Königin, ich sehe hier nirgends eine Fliege sitzen, und wenn auch welche da wären, wie soll ich sie denn fangen; es ist ja so dunkel, daß man nicht das mindeste erkennen kann. Ueberdieß hab ich auch in meinem Leben keine Pasteten gebacken, und Sie verlangen also etwas ganz Unmögliches von mir. — Was kümmert mich das, erwiederte die Fee; genug, ich will eine Fliegen-Pastete.

Die Königin schwieg stille. Sie hatte nur Ein Leben zu verlieren, das ihr bei diesen Umständen sehr wenig werth war. Anstatt also auf die Fliegenjagd zu gehen, setzte sie sich auf einen Taxusstrauch, weinte und sagte: ach! mein geliebter Gemahl, wie groß wird Dein Schmerz seyn, wenn Du mich suchest und nicht mehr findest! Du wirst mich für todt oder ungetreu halten; vielleicht wirst Du dann einer andern Dein Herz schenken, das mir angehörte, und mein einziger Trost wird seyn, daß ich in diesem schrecklichen Grabe mein Unglück nicht erfahren werde.

So sprach sie, und sie würde noch mehr gesagt haben, wenn sie nicht das traurige Krächzen eines Raben über ihrem Haupte unterbrochen hätte. Sie schlug die Augen auf und sah in der That einen großen Raben, der einen Frosch in den Krallen hielt und im Begriff war, ihn zu verschlingen. Bei diesem Anblick ergriff die Königin den ersten besten Stock und schlug nach dem Raben, der seine Beute fahren ließ. Der Frosch fiel auf die Erde und blieb einige Zeit ohne Bewußtseyn; endlich kam er wieder zu sich selbst und blickte die Königin dankbar an. Schöne Königin, sprach er, Du bist die einzige mitleidige Person, die ich gefunden habe, seitdem ich aus Neugierde diese unterirdischen Gefilde durchirre. — Wie? rief die Königin, ein sprechender Frosch! Wie kömmst du zu der menschlichen Sprache, und wer sind die Personen, von denen du redest? Ich habe ja noch keine Seele hier gesehen. — Alle die Ungeheuer, erwiederte der Frosch, mit denen die Sümpfe bedeckt sind, waren einst Bewohner der Oberwelt. Einige saßen auf dem Thron; andere standen dem Throne nah; du siehst hier Minister großer Könige, die den Schweiß ihrer Unterthanen verzehrten. Diese sind insgesammt in Blutigel verwandelt, und das Schicksal hat sie auf eine Zeitlang hierher gebannt; aber da ist keiner, der sich hier besserte, um vollkommener zurückzukehren. — Das kann ich wohl glauben, antwortete die Königin; es wäre ein Wunder, wenn sie nicht noch schlimmer würden, als sie zuvor waren. — Aber wie kömmst du denn hieher? — Die Neugierde hat mich hergetrieben, versetzte der Frosch. Ich bin eine Art von Fee, aber meine Macht ist in manchen Stücken eben so eingeschränkt, wie sie in andern ausgedehnt ist. Wenn die Fee Lionne wüßte, daß ich in ihren Staaten bin, so würde dieß der letzte Tag meines Lebens seyn.

Aber wie ist es nur in aller Welt möglich, sagte die Königin, daß, wenn du eine Art von Fee bist, ein Rabe dich fressen wollte? — Du wirst dieses Räthsel begreifen, erwiederte der Frosch, wenn ich Dir sage, daß meine ganze Gewalt in einem kleinen Rosenkäppchen besteht, das mich gegen jede Gefahr sichert, so lange ich es auf dem Kopfe trage. Dieses Käppchen hatte ich unglücklicherweise in dem Sumpfe gelassen, als dieser Rabe auf mich stieß; ohne Deine Hülfe wäre ich verloren gewesen. Wenn ich daher etwas thun kann, Dein Schicksal zu erleichtern, so darfst Du nur befehlen, ich will Dir in allem beistehen. — Ach, liebe Froschfreundin, antwortete die Königin, die böse Fee, die mich gefangen hält, will mit aller Gewalt eine Fliegen=Pastete essen, und gleichwohl giebt es hier keine Fliegen; ja, wenn es auch welche gäbe, so ist es doch unmöglich, sie in der Dunkelheit zu fangen. — Sey nur getrost, versetzte der Frosch, in kurzer Zeit sollst Du Fliegen in Menge haben. — Hierauf rieb er sich mit Zucker, und mehr als sechstausend andere Frösche von seiner Bekanntschaft thaten dasselbe und hüpften dann zusammen an einen Ort, wo die boshafte Fee ein ganzes Magazin Fliegen angelegt hatte, um einige unglückliche Schlachtopfer ihrer Rache zu quälen. So bald sie den Zucker merkten, setzten sie sich auf die Frösche, die nun in vollem Gallop zur Königin zurückkehrten. Nirgends in der Welt sind so viel Fliegen gefangen und nie eine bessere Fliegen=Pastete gemacht worden, als die Pastete, die die Königin für die Fee verfertigte. Die Fee war ganz erstaunt, als sie dieses schmackhafte Gericht bekam, und konnte nicht begreifen, wie die Königin diese ungeheure Menge von Fliegen hätte fangen können.

Die Königin, die den ganzen Tag über der rauhen und verpesteten Luft ausgesetzt war, fing nun auch an, einige Cypressen zu hauen, um sich eine Wohnung zu bauen. Der Frosch bot ihr seine Hülfe an und half mit seiner ganzen Gesellschaft der Königin ein Haus bauen, das allerliebst eingerichtet war. Aber kaum hatte sie sich zur Ruhe gelegt, als die Ungeheuer, die in den Sümpfen wohnten, dieselben verließen und das Haus der Königin mit schrecklichem Geheul umringten. Sie stand bestürzt auf und entfloh; und das war den Ungeheuern eben recht. Ein Drache, der ehemals Tyrann eines großen Königreichs gewesen war, nahm sogleich Besitz von dem Hause.

Die arme Königin wollte sich über diese Ungerechtigkeit beklagen, aber die Ungeheuer höhnten sie aus und die Fee Lionne schwur ihr hoch und heilig, daß wenn sie ihr die Ohren noch einmal vollwinselte, so sollte sie für Schläge nicht zu sorgen haben. Sie mußte sich also darein ergeben und schweigen; und es war Niemand, dem sie ihr Leid klagen konnte, als der Frosch, der in der That das beste Herz von der Welt hatte. Er weinte die bittersten Thränen über das Schicksal seiner armen Freundin, und beschloß, ihr ein neues Haus zu bauen, es möchte kosten was es wollte. Auf der Stelle wurde nun das Holz gefällt, und der kleine Palast stand in so kurzer Zeit fertig da, daß ihn die Königin noch in derselben Nacht beziehen konnte.

Der Frosch that noch mehr. Da er sah, daß die arme Königin auf der bloßen Erde schlafen mußte, machte er ihr ein Bett von Melissen und Thimian. Die boshafte Fee bekam Nachricht davon. Sie ließ sie kommen. Bekenne mir, redete sie dieselbe an, wer die Menschen oder Götter sind, die Dir beistehen. Nie hat dieses Land,

welches ein ewiger Regen von Feuer und Schwefel benetzt, etwas anders als Dornen und Disteln erzeugt; gleichwohl erfahre ich, daß duftende Kräuter unter deinen Fußtritten aufsprießen. Ich weiß nicht, wie das kömmt, antwortete die Königin. Aber ich schreibe die Ursache davon dem Kinde zu, das ich in meinem Schooße trage, und das vielleicht einst weniger unglücklich seyn wird als ich.

Ich bekomme Lust, hob die Fee an, einen Strauß von den seltensten Blumen zu haben. Sieh zu, ob das gute Gestirn deines Kindes dir welche verschafft. Wo nicht, so hast du nicht für Schläge zu sorgen. — Die Königin weinte, denn sie wußte nicht, wo sie Blumen hernehmen sollte; und mit nassen Augen kehrte sie in ihre Wohnung zurück. Der Frosch blieb nicht lange aus. Warum bist du denn so betrübt? fing er an. — Ach! meine liebe Freundin, antwortete die Königin, wer sollte auch nicht betrübt seyn? Die Fee will einen Strauß von den seltensten Blumen; und wo soll ich die finden? Du weißt, daß in dieser ganzen Gegend keine einzige blüht. Gleichwohl steht mein Leben in Gefahr, wenn ich ihr Verlangen nicht befriedige. — Laß dir darum nicht bange seyn, schöne Königin, erwiederte der Frosch. Ich will versuchen, dich aus deiner Verlegenheit zu ziehen. Ich kenne eine Fledermaus, die ein gutes Herz zu haben scheint; der will ich mein Rosenkäppchen geben, und ich hoffe, daß sie Blumen finden soll. Die Königin dankte ihrer Freundin auf das zärtlichste für so viele Liebe und Güte.

Der Frosch nahm sogleich Abrede mit der Fledermaus; diese flog fort und kam nach Verlauf weniger Stunden mit den schönsten Blumen zurück. Die Königin brachte sie auf der Stelle der Fee, die sie mit der größten Ver=

wunderung nahm, und nicht begreifen konnte, wie sie dazu gekommen wäre.

Die Königin sann indeß Tag und Nacht auf Mittel zur Flucht. Sie theilte ihren Wunsch dem Frosche mit, der sogleich sein Käppchen um Rath fragte. Er setzte nemlich das Käppchen auf einen Strohhalm, verbrannte vor demselben einige Wachholderbeeren, einige Kapern, und zwei grüne Erbsen, quakte fünfmal mit großer Feierlichkeit, setzte das Käppchen auf und fing an, wie ein Orakel zu sprechen:

> Das Schicksal, das die Welten regieret, hat dir aus diesen Gefilden den Ausgang versagt. Aber ein Mädchen schöner als die Mutter der Liebesgötter, verbirgt dein Schoos; das übrige hüllt das Verhängniß in Dunkel. Aber die Zeit wird deine Leiden lindern.

Die Königin schlug die Augen nieder, einige Thränen entfielen ihr; aber sie faßte den Entschluß, dem Ausspruch des Frosches zu folgen.

Es ist Zeit, uns auch nach dem König umzusehen. Während der Belagerung seiner Hauptstadt war es nicht immer möglich, Couriere an die Königin zu schicken; indeß war er so glücklich, die Feinde zu schlagen und zum Rückzug zu nöthigen. Nun hoffte er endlich seine geliebte Gemahlin wieder zu sehen, und beschloß sie abzuholen. Noch wußte er von dem Geschehenen nichts; denn von seinen Bedienten hatte keiner gewagt, ihm die traurige Botschaft zu bringen. Sie hatten den zerbrochnen Wagen im Gebüsch gefunden, und einen Theil ihrer Kleider; sie hatten also ganz gewiß geglaubt, sie sey todt, und von reißenden Thieren gefressen worden. Jetzt beschlossen sie endlich, dem Könige zu sagen, sie sey an einem Schlagfluß gestorben. Man denke sich das Schrecken und den Schmerz des zärtlichen Gemahls, der sich schon auf die

Umarmungen seiner geliebten Gattin freute. Er glaubte vor Schmerz zu sterben, als er die schreckliche Nachricht vernahm.

Nachdem er einige Tage in der Einsamkeit mit Weinen und Seufzen zugebracht hatte, kehrte er in seine Residenz zurück. Alle Abgesandten der benachbarten Könige bezeugten ihm ihr Beileid; als diese Ceremonien vorbei waren, bemühte er sich, die Spuren des Kriegs in seinem Lande zu verwischen, den Ackerbau zu befördern und den Handel blühend zu machen.

Die Königin erfuhr natürlicherweise von all dem nichts. Die Zeit ihrer Niederkunft kam herbei; sie brachte glücklich eine Prinzessin zur Welt, die noch schöner war, als der Frosch geweissagt hatte. Sie nannten sie Miranda: die Königin erlangte nur mit vieler Mühe die Erlaubniß, sie zu erziehen, denn Lionne hatte große Lust, sie zu fressen.

Miranda war nun schon ein halbes Jahr alt, und die Königin sagte immer zu ihr: Ach! wenn dich dein Vater zu Gesicht bekäme, wie würde er sich freuen, wie lieb würde er Dich haben! aber ach! vielleicht hat er mich schon vergessen, vielleicht hat schon eine andre von seinem Herzen Besitz genommen.

Solche trübe Betrachtungen kosteten ihr viele Thränen, und der Frosch weinte gewöhnlich zur Gesellschaft mit, wenn er sie so niedergeschlagen sah. Eines Tags, da sie auch recht betrübt war, sagte er zu ihr: Es thut mir gar zu weh, wenn ich dich weinen sehe; wenn du es gerne siehst, so will ich deinen Gemahl aufsuchen. Die Reise ist zwar weit, und ich gehe langsam; indessen hoffe ich doch früher oder später anzukommen. — Die Königin nahm diesen Vorschlag dankbar und mit der größten Freude an, und sagte: Der König ist nicht undankbar, aber was wird es helfen,

wenn er meinen traurigen Aufenthalt erfährt? Wird es ihm möglich seyn, mich zu retten? — Ueberlaß den Göttern diese Sorge, versetzte der Frosch. Wir wollen so viel thun, als in unsern Kräften steht.

Sie nahmen Abschied von einander. Die Königin schrieb ihrem Gemahl mit ihrem eigenen Blute auf ein Stückchen Leinwand, denn sie hatte weder Dinte noch Papier. Sie bat ihn, dem Frosch, der ihn von allen ihren Schicksalen unterrichten würde, in allen Stücken Glauben beizumessen.

Ein Jahr und vier Tage brauchte der Frosch, um die zehntausend Stufen hinauf zu hüpfen, die aus dem Reiche der Nacht auf die Erde führten. Dann brauchte er wieder ein Jahr, um seine Equipage zurecht machen zu lassen, den er schämte sich an einem großen Hofe wie ein gemeiner Frosch zu erscheinen. Eine prächtige Sänfte wurde angeschafft, auswendig mit Schildplatt bedeckt, inwendig mit Eidechsenhaut gefüttert. Diese bestieg er, und fünfzig Begleiterinnen folgten ihm, auf Schnecken reitend, nach. Voraus gingen einige Wasserratten, welche die Leibwache vorstellten. Alles war auf das schönste und niedlichste zurecht gemacht; der Frosch zog einher wie eine Königin, und auf den Wiesen und an den Sümpfen sperrten alle Frösche die Mäuler auf und sahen dem bewundernswürdigen Zug mit Erstaunen nach.

Die Reise dauerte sieben Jahre; eine schreckliche Zeit für die arme Königin, welche unendlich viel von ihrer Feindin zu leiden hatte. Nichts hielt sie aufrecht als die schöne Miranda, ohne die sie tausendmal gestorben wäre. Miranda ward mit jedem Tage liebenswürdiger; und was sie sagte, entzückte ihre Mutter. Ihre Gutmüthigkeit, ihre Geduld und Sanftmuth besiegten endlich selbst die Wildheit der Fee Lionne, die endlich im sechsten Jahre

seit die Königin in ihre Hände gefallen war, den Entschluß faßte, sie mit auf die Jagd zu nehmen, unter der Bedingung, daß sie nichts von dem erlegten Wild für sich behielt.

Welche Freude für die Königin, als sie nach so langer Zeit das Tageslicht wieder sah. Für Miranden war alles, was sie hier oben erblickte, ein Gegenstand des Interesses und der Bewunderung. Die Jagd war glücklich; das sechsjährige Kind führte den Bogen mit solcher Geschicklichkeit, daß kein Wild, worauf sie zielte, seinem Pfeil entging. Die Fee sah, daß ihr Miranda nützlich war, und dieß machte sie ein wenig zahmer.

Tag und Nacht reiste der Frosch unterdessen über Berg und Thal, durch Seen und Flüsse, bis er endlich in die Nähe der Hauptstadt kam. Hier schien Jedermann zur Freude gestimmt; allenthalben sah man Gruppen tanzender Jünglinge und Mädchen; die Häuser waren mit Blumenkränzen behangen, die Straßen mit Blumen bestreut. Die ganze Stadt schien ein großes Fest zu feiern. Die Equipage des Frosches zog bald aller Augen auf sich. Jedermann folgte ihr nach; und das Gewühl wurde so groß, daß sie kaum an den Palast des Königs gelangen konnte. Hier schien der Mittelpunkt des Festes zu seyn, und dieses war kein anderes, als die Hochzeitsfeier des Königs.

Neun Jahre hatte er als Wittwer gelebt, und erst jetzt hatte er sich entschlossen, eine Prinzessin zu heirathen, die zwar weniger schön war, als seine erste Gemahlin, aber doch sehr viele Reize und Anmuth besaß.

Der gute Frosch stieg aus seiner Sänfte und begab sich mit seinem ganzen Gefolge in das königliche Gemach. Der König und seine Braut hatten schon Nachricht von dem Zuge bekommen, und erwarteten den Ausgang dieses

Abenteuers mit der größten Begierde. Jetzt trat der Frosch vor ihn hin und begann folgende Anrede:

Ich weiß nicht, o König, ob die Nachricht, die ich bringe, dir Freude oder Verdruß verursachen wird; du bist im Begriff, eine Untreue an deiner Gemahlin zu begehen, indem du dein Reich mit einer andern theilst. — Das Andenken meiner vorigen Gemahlin wird mir ewig theuer seyn, antwortete der König mit Thränen in den Augen, aber die Könige sind nicht immer Herrn ihrer Handlungen. Meine Unterthanen dringen in mich, die Wohlfarth meines Reichs erheischt einen Nachfolger; darum habe ich meine Augen auf die reizende Prinzessin geworfen. — Ich rathe dir, sie nicht zu heirathen, fiel der Frosch ihm ins Wort, deine erste Gemahlin ist nicht todt, wie du irrig glaubst. Sieh' hier diesen Brief, der mit ihrem Blute geschrieben ist, und dich von der Wahrheit meiner Versicherung überzeugen wird. Sie ist Mutter einer Prinzessin geworden, die sie Miranda genannt hat, und die selbst ihre Mutter an Schönheit und Reiz übertrifft.

Der König ergriff den Brief seiner Gemahlin, küßte und benetzte ihn mit seinen Thränen. Er zeigte ihn der ganzen Versammlung, versicherte die Züge der Königin zu erkennen, und fragte nun den Frosch nach allen Umständen aus. Jeder neue Umstand, den er vernahm, vermehrte seine Freude und seinen Schmerz. Aber seine Braut und deren Angehörige sahen sauer zu diesem Vorfall und wurden über das lange Fragen ganz ungeduldig. Wie ist es nur möglich, sagte der eine von ihnen, daß Ihre Majestät daran denken können, auf die Versicherung einer so elenden Kröte einen so feierlich geschloßnen Contrakt zu brechen? — Mein Herr, versetzte der Frosch, wissen Sie, daß ich keine elende Kröte bin, und weil Sie

mich zwingen, meine Gewalt zu zeigen, wohlan, ihr Feen, so erscheint, und laßt meine Macht ihn fühlen. Bei diesen Worten zeigten sich die Frösche, Ratten, Eidechsen und Schnecken in einem ganz andern Lichte. Sie blieben zwar, was sie waren, aber ihre Taille wurde majestätisch und groß, ihre Augen funkelten wie die Sterne, ihre Mienen wurden angenehm und sanft. Auf ihren Häuptern funkelten goldne Kronen; von ihren Schultern floßen Mäntel von Hermelin, die von Zwergen getragen wurden. Zu gleicher Zeit erschallten Trompeten, Zymbeln und Trommeln, und der ganze Feenschwarm fing einen Tanz an, der dem Tanze der Elsler glich. Mit Erstaunen und Bewunderung sahen der König und seine Braut den leichten Sprüngen dieser seltsamen Tänzer zu, die sich in einem Nu in Jasminen, Veilchen, Rosen und Narzissen verwandelten, und immer fortfuhren zu tanzen wie zuvor.

Einen Augenblick darauf verschwanden die Blumen; an ihrer Stelle erhuben sich eine Menge Wasserstrahlen, die in einen breiten Kanal fielen, der sich an dem Fuße des Schlosses bildete, und mit einemmal mit goldnen Kähnen und Galeeren bedeckt erschien. Die Prinzessin bekam Lust zu einer Wasserfahrt und bat die Gesandten, sie zu begleiten. Sie folgten ihr mit Vergnügen; denn sie hielten dieß alles für eine bloße Kurzweil, die mit einer fröhlichen Hochzeit endigen würde.

Kaum aber hatten sie die Galeere bestiegen, als Fahrzeug, Fontainen und Fluß verschwand und nichts als Frösche an ihrer Stelle erschienen. Der König fragte nach der Prinzessin; aber der Frosch antwortete: Ihre Majestät können in keiner andern Ehe leben als mit ihrer rechtmäßigen Gemahlin. Wir dürfen keinen Augenblick versäumen, die Königin und ihre reizende Tochter zu

befreien. Ich muß dir gestehen, antwortete der König, daß, wenn ich von dem Leben meiner Gemahlin überzeugt wäre, ich alles aufbieten würde, sie wieder zu erhalten. — Folge mir und reise ab, erwiederte der Frosch, hier hast du einen Ring, der dir Mittel verschaffen wird, die Königin zu sehen, und mit der Fee Lionne zu sprechen.

Der König war leicht zu bereden. Seine alte Leidenschaft für seine Gemahlin erwachte, und an seine Braut dachte er schon nicht mehr. Er beschenkte den Frosch, der ihm Muth einsprach, sich durch die Schwierigkeiten nicht abhalten zu lassen, die sich seinem Unternehmen widersetzen würden, und machte sich auf die Reise.

Niemand begleitete den König; er wollte bloß unter dem Schutze des Ringes reisen, den der Frosch ihm gegeben hatte. Von diesem geleitet, kam er in einen Wald, wo die Fee Lionne in Gesellschaft der Königin und ihrer Tochter jagte. Wie ein Pfeil, der von der Sehne abgeschnellt worden, flogen sie vor ihm vorbei. Er ward nicht bemerkt, und ihm war es unmöglich, ihnen nachzueilen; denn in demselben Augenblick waren sie verschwunden.

Er hatte seine Gemahlin erkannt. Alle ihre Leiden hatten ihre Schönheit nicht vermindert; sie schien ihm liebenswürdiger als je. Das ganze Feuer seiner Leidenschaft erwachte, und er beschloß, eher umzukommen, als den Plan ihrer Befreiung aufzugeben.

Der Ring führte ihn nun in die dunkle Wohnung der Königin hinab. Er erstaunte über die Menge der Stufen, die ihn in das Eingeweide der Erde führten, aber noch weit mehr über das, was er in diesen unterirdischen Gegenden sah. Die Fee Lionne hatte den Tag und die Stunde seiner Ankunft lange vorher gewußt; sie hatte alles gethan, um den Willen des Schicksals rückgängig zu machen; da aber dieß unmöglich war, so

beschloß sie, seine Macht wenigstens aus allen Kräften zu bekämpfen.

Zuerst baute sie also auf einen Teich von Quecksilber einen krystallnen Palast, mit dem die Wellen wie mit einem Fahrzeuge spielten. Hier schloß sie die arme Königin mit ihrer Tochter ein. Dann wendete sie sich an die Ungeheuer, welche diese Gegenden bewohnten, und insgesammt sterblich in die schöne Miranda verliebt waren. Ihr werdet diese schöne Prinzessin verlieren, sagte sie zu ihnen, wenn ihr nicht gemeinsame Sache mit mir macht, um sie gegen einen Ritter zu vertheidigen, der sie uns entführen will. — Die Ungeheuer versprachen, sie aus allen Kräften zu schützen; sie umringten den krystallnen Palast; die leichtesten schwangen sich auf das Dach und auf die Mauern; andere postirten sich an die Thüre; die übrigen nahmen ihren Platz auf dem See.

Der König, der in allen Stücken der Leitung seines treuen Ringes folgte, gelangte zuerst in die Höhle der Fee. Diese erwartete ihn in der Gestalt einer Löwin, und er hatte kaum den Fuß in ihre Wohnung gesetzt, als sie auf ihn einsprang. Der König griff nach dem Schwert, und hieb ihr mit der größten Kaltblütigkeit die Pfote ab, die sie nach ihm ausstreckte. Sie stieß ein schreckliches Geschrei aus, und fiel zur Erde; er setzte ihr den Fuß auf die Kehle, und schwur sie zu tödten. Die Fee erschrack. Was willst Du von mir, sagte sie zu ihm, was verlangst Du? — Rache für Deine Bosheit, antwortete der König. Du hast mir meine Gemahlin entführt, und ich erwürge Dich mit meinen Händen, wenn ich sie nicht sogleich wieder bekomme. — Richte Deine Augen auf jenen Teich, versetzte die Fee, und siehe, ob sie in meiner Gewalt ist? Der König sah sich um, und erblickte den Teich, und auf demselben das krystallene Schloß, das

wie eine Galeere schwamm, und in dem Schlosse seine Gemahlin und Tochter.

Er glaubte vor Schmerz und Freude zu sterben; er rief sie aus allen Kräften; sie hörten ihn, aber da gab es kein Mittel, zusammenzukommen. Während der König um den Teich herumging, und einen Weg zu dem Palaste suchte, war die Fee Lionne verschwunden; aber der Zauber blieb in seiner ganzen Kraft. Der Palast entfernte sich immer weiter von dem Könige, und wenn er ihn an einem Ufer erreicht zu haben glaubte, segelte er mit unglaublicher Geschwindigkeit an die gegenüberliegende Seite. Die Königin rief ihrem Gemahle zu und munterte ihn auf, den Muth nicht zu verlieren; die Fee will dich müde machen, aber die wahre Liebe wird durch keine Schwierigkeiten zurückgeschreckt. Als er diesen Zuruf hörte, und die bittende Stellung der Königin und seiner Tochter sah, die ihre Arme nach ihm ausstreckten, schwur er, lieber den Rest seines Lebens in diesen traurigen Gegenden zuzubringen, als ohne sie an das Tageslicht zurückzukehren.

In der That ward auch seine Beharrlichkeit auf die größten Proben gesetzt. Sein Bett war die mit Dornen und Disteln bedeckte Erde, seine Nahrung waren wilde Früchte, und bei jedem Schritt hatte er mit den Ungeheuern zu kämpfen, die den krystallnen Palast bewachten.

So verflossen drei Jahre, ohne daß der König die mindeste Hoffnung hatte, dieß Abenteuer glücklich zu endigen. Zuweilen war er der Verzweiflung nahe. Hundertmal war er im Begriff, sich in den See zu stürzen, wenn er hätte hoffen können, auf diese Weise der Gefangenschaft seiner Gemahlin und Tochter ein Ende zu machen. Eines Tags, als er, wie gewöhnlich, um den See herumging, sagte ein scheußlicher Drache zu ihm: wenn du mir bei deiner Krone schwören willst, mir etwas

zu fressen zu geben, wornach ich sehr lüstern bin, so will ich dich auf meine Flügel nehmen, und dich allen den Ungeheuern zum Trotz in das Schloß bringen, und ich verspreche dir, die Königin und ihre Prinzessin unfehlbar daraus zu retten.

Liebster Drache, rief der König aus, ich schwöre bei Allem, was mir heilig ist, Dich und deine ganze Sippschaft Zeit Deines ganzen Lebens nach Herzenslust zu füttern. — Er bestieg also den Rücken des Drachen, und erhob sich mit ihm in die Luft. Kaum sahen die Ungeheuer des Sees dieß Unternehmen, als sie insgesammt in den größten Aufruhr geriethen, und sich ihm entgegen stellten. Es kam zum Gefecht; allenthalben hörte man das Zischen der Schlangen, und das Geschrei der Uhu und Eulen. Fürchterliche Blitze durchkreuzten die Luft; ein Feuerregen schien auf den König herabzuträufeln. Endlich kömmt er bei dem Schlosse an. Das Gefecht wird noch hitziger. Raben, Fledermäuse und Eulen verbieten ihm den Eingang; aber die Zähne und Krallen des Drachen machen überall Platz. Auch die Königin kämpfte ihrer Seits mit Stücken von Krystall, die sie in ihrem Palaste losbrach. Endlich entscheidet sich der Sieg für den König. Er tritt in das Haus; die beiden Gatten umarmen sich, und der Zauber endigt sich mit einem Donnerschlag, der in den See fährt und ihn mit einemmal austrocknet.

Der hülfreiche Drache war verschwunden, wie die übrigen Ungeheuer auch, und der König fand sich auf einmal, ohne zu wissen wie, in seiner Hauptstadt, in seinem schönsten Saale, an einer kostbar besetzten Tafel, und ihm gegenüber seine Gemahlin und seine Tochter. Nichts gleicht ihrem Erstaunen und ihrer Freude, als

etwa die der Unterthanen, die ihren geliebten König und ihre Königin nach einer so langen Entfernung wiedersahen.

Die nächsten Tage waren eine Reihe von Festen und Lustbarkeiten. Bälle, Redouten, Turniere, Carousell, eines folgte auf das andere, und die größten Prinzen zogen aus allen Gegenden herbei, um an diesen Feierlichkeiten Theil zu nehmen. Alle waren von der reizenden Miranda entzückt; alle waren werth, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, aber keiner mehr als Prinz Miro, der schönste und behendeste Ritter unter allen, die sich auf dem Kampfplatze zeigten. Alle Augen waren auf ihn gerichtet; Jedermann klatschte ihm Beifall zu, und die Prinzessin, die bisher bloß unter Drachen und Schlangen gelebt hatte, konnte sich nicht enthalten, den Verdiensten dieses wackern Ritters Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Augenscheinlich beeiferte sich aber auch der Prinz, ihr zu gefallen, und er gab dem König und der Königin zu verstehen, daß seine Besitzungen nicht unwerth wären, unter dem Zepter der schönen Miranda zu stehen.

Der König versicherte dem Prinzen, daß er Miranden vollkommene Freiheit ließe, ihre Hand zu schenken, wem sie wollte. Der Prinz war mit dieser Antwort sehr wohl zufrieden. Er hatte bei mehreren Gelegenheiten bemerkt, daß er Miranden nicht gleichgültig war. Es kam bald zu einer nähern Erklärung; sie versicherte ihm, daß sie keinen andern Gemahl wählen würde als ihn. Der Prinz beschwor sie, diese Zusage nie zu vergessen, und eilte sogleich zu dem König und der Königin, ihnen sein Glück mitzutheilen und sie um die Bestätigung der Wahl ihrer Tochter zu bitten. Sie bewilligten ihm sein Verlangen mit der größten Freude; denn er hatte schon längst ihre Gunst, und unter allen Freiern der Prinzessin schien keiner ihrer so werth zu seyn als er.

Nachdem die Verlobung vorüber war, kehrte der Prinz in seine Staaten zurück, um Anstalten zu seiner Vermählung zu treffen. Die beiden Verliebten nahmen unter tausend Thränen Abschied von einander; Miranda schien ganz untröstlich zu seyn; eine geheime Ahnung schien ihr Herz zu beklemmen und keine Tröstungen waren im Stande, ihre Betrübniß zu lindern und den Strom ihrer Thränen zu hemmen.

Als sie sich eines Tages in dem Zimmer der Königin befand, trat ihr Vater mit verstörten Mienen herein, und schloß sie mit einer ängstlichen Zärtlichkeit in seine Arme. Ach! mein Kind! ach! ich unglücklicher Vater! war alles, was er vorbringen konnte. Seufzer erstickten seine Stimme, und Thränen rollten über seine Wangen. Die Königin und ihre Tochter waren außer sich, da sie ihn in diesem Zustande sahen. Sie fragten ihn, was ihm fehle, und erfuhren, daß ein ungeheurer Riese am Hof angekommen wäre, der sich für einen Gesandten des Drachen aus dem See ausgäbe, und für seinen Herrn, Kraft des gegebenen Versprechens die Auslieferung der Prinzessin Miranda verlangte, die er in einer Pastete speisen wollte.

Die Königin stieß bei dieser traurigen Nachricht ein klägliches Geschrei aus und schloß die Prinzessin in ihre Arme. Nein, rief sie, ehe soll man mir das Leben nehmen, ehe man dich dem grausamen Drachen ausliefert. Er nehme alles, was wir besitzen, er nehme selbst unser Königreich dahin! Grausamer Gemahl! könntest du deine geliebte Tochter einem Ungeheuer dahingeben, das ihr den Tod droht? Unmöglich! Ich will den Gesandten selbst sehen. Vielleicht daß meine Bitten und meine Thränen ihn rühren.

Der König antwortete nichts; aber er sprach mit dem Riesen, und führte ihn seiner Gemahlin zu. Diese warf sich ihm zu Füßen, sie beschwor ihn um Mitleid, sie bot ihm alles an, um ihre Tochter loszukaufen. Der Riese aber antwortete ganz trocken, dieß sey nicht sein Auftrag und der Drache, sein Herr, wäre ein großer Freund von Pasteten, mit jungen Damen gefüllt.

Die Nachricht von dem, was auf dem Schlosse vorging, verbreitete sich bald durch die ganze Stadt. Welche Bestürzung, welches allgemeine Wehklagen! Alles lief zusammen, und beweinte das Schicksal der angebetenen Prinzessin. Der König konnte sich nicht entschließen, sie dem Riesen auszuliefern, und der Riese, der schon einige Tage gewartet hatte, wollte sich schlechterdings nicht länger hinhalten lassen, sondern fing an, auf das Fürchterlichste zu drohen. Diese Drohungen aber erschreckten den König

nicht sehr; denn was konnte ihm Schlimmeres begegnen, als der Verlust seiner Tochter? Er versicherte daher den Riesen, daß er sein eigenes Leben für nichts achte. Der Riese sagte nun, er habe mildere Aufträge von seinem Herrn erhalten. Die Prinzessin sollte einen seiner Neffen, einen schönen Prinzen heirathen, so wollte er sie nicht fressen.

Dieser Vorschlag linderte den Schmerz der königlichen Eltern ungemein; aber als man ihn der Prinzessin that, machte sie noch weit größere Schwierigkeiten, diese Bedingung einzugehen als die vorige. Ich habe meine Hand dem Prinzen Miro versprochen; und sie wird niemals einem Andern angehören.

Die Prinzessin sagte dieß mit einer solchen Festigkeit, daß man gar nicht hoffen konnte, sie von ihrem Vorsatze abzubringen. Man beschloß also, sie auf die Spitze eines Berges zu führen, von wo sie der Drache abholen sollte.

Alles wurde nun zu diesem traurigen Schauspiel vorbereitet. Vierhundert junge Mädchen vom ersten Rang in langen weißen Kleidern und mit Cypressen bekränzt, waren zu ihrer Begleitung bestimmt. Sie selbst trug man in einer offnen Sänfte von schwarzem Sammt, ihre Haare hingen zerstreut auf ihre Schultern herab, und ein Kranz von weißen Rosen war durch ihre Locken geschlungen. Der König und die Königin folgten in tiefer Traurigkeit nach; der Riese ging neben der Sänfte einher und verschlang schon das Opfer mit seinen Augen. Die Luft ertönte von Seufzen und Klagen; der ganze Weg schwamm von den Thränen der Begleiter.

Ach! rief die Königin aus, Frosch, meine Freundin, warum verläßt du mich jetzt? Ach! warum standst du mir in den dunkeln Regionen der Unterwelt bei, da du mir jetzt deine Hülfe versagst? Wie glücklich würde ich seyn, wenn ich damals gestorben wäre! ich würde meine geliebte Miranda nicht in den Klauen eines Ungeheuers sehen!

Während dieser Klagen langte der Zug, so langsam er auch ging, endlich doch auf dem Gipfel des Berges an. Hier verdoppelte sich das Klaggeschrei und die

Thränen; Jedermann wollte noch Abschied von der unglücklichen Prinzessin nehmen, und dieß dauerte so lange, daß der Riese ungeduldig wurde und der Gesellschaft befahl, ihn mit der Prinzessin allein zu lassen. Es blieb nichts übrig, als ihm zu gehorchen.

Der König und die Königin entfernten sich also mit ihrem ganzen Hof und begaben sich auf einen andern benachbarten Berg, von wo aus sie das Schicksal der Prinzessin beobachten konnten. Es dauerte nicht lange, so erschien ein ungeheurer Drache in der Luft, der ungeachtet seiner sechs Flügel sich doch nur mit Mühe in der Luft erhielt. Sein Körper war schwerfällig und dick, über und über mit dichten blauen Schuppen bedeckt; sein Schwanz kräuselte sich in mehr als fünfzig Verschlingungen; jede seiner Pfoten schien einer Windmühle gleich, und in seinem geöffneten Rachen sah man drei Reihen Zähne, jeder so lang als ein Elephantenzahn.

So groß die Gefahr jetzt schien, so war die Hülfe doch nicht mehr weit. Der Frosch, welcher ganz in der Stille alles beobachtet hatte, bestieg einen Sperber und flog eiligst zu dem Prinzen Miro, der in seiner Residenz mit Zurüstungen zu seiner Vermählung beschäftigt war. Der Frosch trat in sein verschloßnes Zimmer und redete ihn sogleich an: unglücklicher Prinz, was machst du hier? Man raubt dir deine Braut, und du eilst ihr nicht zu Hülfe? — Sieh dieß Rosenblatt; durch einen Hauch verwandle ich es in ein stattliches Roß. Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als ein grünes Pferd mit zwölf Füßen und drei Köpfen erschien. Diese Köpfe waren eine Art von Batterie. Aus dem einen spie es Bomben, aus dem andern Kanonenkugeln, aus dem dritten Feuer. Ferner gab der Frosch dem Prinzen einen sechszehn Ellen langen Degen, welcher leichter war als eine Feder; ein Panzer bekleidete ihn, der aus einem einzigen Diamant gemacht schien, gar nicht drückte, und härter war als ein Fels. — Eile, deine Geliebte zu retten, rief er ihm zu. Dieses Pferd wird dich leiten, und wenn du sie befreit hast, so sage ihr, wer es war, der dich sendete.

Der Prinz galloppirte fort, und in wenig Minuten fand er sich auf dem Gipfel des Berges, auf dem die

Prinzessin ganz allein die Ankunft des Drachen erwartete. Das grüne Pferd ließ sogleich alle seine Batterien spielen, die das Ungeheuer in kein geringes Erstaunen setzten. Mehr als zwanzig Kugeln trafen auf seinen Hals und verletzten seine Schuppen ein wenig; eine Bombe wühlte sich in sein Auge ein. Dieß machte ihn wüthend. Er wollte auf den Prinzen losstürzen; aber der sechzehn Ellen lange Degen that treffliche Dienste, und der Prinz stieß ihn dem Drachen einigemal bis an das Stichblatt in den Leib.

Miranda hatte ihren Beschützer schon von weitem erkannt; und die heftigste Angst bemächtigte sich ihrer, als sie ihn den Drachen zum Kampfe auffordern sah. Der König hing seinen Hut auf den Stock, und hob ihn in die Höhe; die Königin schwang ihr Schnupftuch, um dem Prinzen ein Zeichen ihrer Gegenwart zu geben und ihm Muth einzuflößen.

Der Kampf wurde immer mit der größten Anstrengung von beiden Seiten fortgeführt. Die Erde war mit den Schuppen, den Krallen und Flügeln des Ungeheuers bedeckt. Sein Blut strömte aus tausend Wunden, und dieses Blut war blau und machte eine seltsame Mischung mit dem grünen Blute des Pferds. Fünfmal fiel der Prinz zur Erde herab; aber immer stand er wieder auf und bestieg sein Pferd von neuem und fing den Kampf noch hitziger wieder an. Endlich verlor der Drache die Kräfte, er fiel herab, und der Prinz versetzte ihm noch eine ungeheure Wunde in den Bauch.

Alles zog nun nach der Stadt zurück, unter lautem Jubelgeschrei und Freudengesängen, und der Weg, der kurz vorher von Seufzern ertönt hatte, erschallte jetzt von dem Ausdrucke des lebhaftesten Jubels. Die Hochzeit der Prinzessin wurde den folgenden Tag gefeiert, und man kann sich die Glückseligkeit vorstellen, welche die beiden Liebenden genossen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Braun, J. M.

Echte und wahrhafte Feen-Mährchen

Bd.: 1

Stuttgart 1839

P.o.germ. 360 l-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107989-7